

*Reichmann*

# Das Werk

---

---



Lichtbild: Sel. enaleben.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

---

XIX. Jahrg.

Düsseldorf



Dezember 1939

Heft 12

# Das Werk

XIX. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1939

Heft 12

Nichts kann die Menschheit mehr adeln  
als die Verbindung der Tapferkeit mit  
echter Frömmigkeit. Zur besonnenen,  
freiwilligen Aufopferung gehört uneigen-  
nützige Vaterlandsliebe, das Vertrauen  
auf die gerechte Sache, das Bewußt-  
sein einer erfüllten Pflicht, vor allem der  
Glaube, das irdische Dasein habe nur in  
bezug auf höhere und unvergängliche  
Güter wahren Wert.

August Wilhelm Schlegel, 1828.

# Über das Ideal der Baukunst.

Von Karl Friedrich Schinkel (1781—1841).

## Architektur als Symbol.

In der Baukunst muß wie in jeder Kunst Leben sichtbar werden. Man muß die Handlung des Gestaltens der Idee sehen und wie die ganze bildliche Natur ihr zu Gebote steht und sich herandrängt, um ihrem Willen zu genügen. Das Werk der Baukunst muß nicht dastehen als ein abgeschlossener Gegenstand; die echte wahre Imagination, die einmal in den Strom der in ihm ausgesprochenen Idee hineingeraten ist, muß ewig von diesem Werk aus weit fortgestalten und ins Unendliche hinausführen.

\*

## Schöpfung eines neuen Baustils.

Jede Hauptzeit hat ihren Stil hinterlassen in der Baukunst. Warum wollen wir nicht versuchen, ob sich nicht auch für die unsrige ein Stil auffinden läßt?

Warum sollen wir immer nur nach dem Stil einer anderen Zeit bauen? Ist das ein Verdienst, die Reinheit jedes Stils aufzufassen, so ist es noch ein größeres, einen reinen Stil im allgemeinen zu erdenken, der dem Besten, was in jedem andern geleistet ist, nicht widerspricht.

Nur Mangel an Mut und eine Verwirrung der Begriffe und der Sitten, eine Scheu vor gewissen Fesseln der Vernunft und eine Vorliebe für dunkles Gefühl und die Einräumung von dessen unbedingter Gewalt über uns ohne einige Rücksicht auf die Verhältnisse im allgemeinen, die uns umgeben, und auf den Fortschritt, welchen wir auf unserem Standpunkte für die allgemeine Entwicklung des Menschengeschlechtes zu machen durch die Vernunft verpflichtet werden, kann von solchem Unternehmen abhalten.

Dieser neue Stil wird deshalb nicht so aus allem Vorhandenen und Früheren heraustreten, daß er ein Phantasma ist, welches sich schwer allen aufdringen und verständlich werden würde, im Gegenteil, mancher wird kaum das Neue bemerken darin, dessen größtes Verdienst mehr in der konsequenter Anwendung einer Menge im Zeitlaufe gemachter Erfindungen werden wird, die früherhin nicht kunstgemäß vereinigt werden konnten.

Es kann nicht die Frage sein bei einer Aufgabe für die Baukunst: was gehört von den bekannten nützlichen Dingen in der Welt zur Ausführung einer Aufgabe; sondern es steht eine reine Idee von der allein möglichen Art eines Werkes in der Seele des Baukünstlers, diese Idee ganz unabhängig von der bestehenden Welt rein aus ihm selber erschaffen, in dem er die tiefste Bestimmung des Gebäudes unmittelbar in ihm selbst fühlte, und nun erst entsteht die Frage, was sind die notwendigen Mittel zur Realisierung dieser neuen, in ganzer Freiheit erzeugten Idee.

Es ist wohl sehr klar, daß von den vorhandenen, bestehenden Mitteln, die für andere Zwecke dienten, wohl nichts geradezu seine Anwendung finden dürfte, sondern daß auch die Mittel ganz neu zu erschaffen wären.

Der erste, welcher die korinthische Säule erfand und sie an den Ort stellte, der allein ihr zukommen kann, war ein Künstler im wahren Sinne des Wortes; aber wahrhaftig keiner, der ihm folgt und nachahmt, was er vorkat, darf sich mit diesem Namen schmeicheln, er mag sein Verdienst haben, daß er das Gute anerkannte und verwandte, aber er ist nicht mehr Schöpfer, in ihm ist nicht mehr die ursprüngliche Tätigkeit, er lebt nicht sein eigenes Leben, sondern lebt noch das Leben eines andern, welches in jenem andern wahrhaft lebendiges Leben ist.

Das Ideal in der Baukunst kann nur dann völlig erreicht werden, wenn ein Gebäude seinem Zwecke in allen Teilen und im Ganzen in geistiger und physischer Rücksicht vollkommen entspricht. Es folgt hieraus schon von selbst, daß das Streben nach dem Ideal in jeder Zeit sich nach den neu eintretenden Anforderungen modifizieren wird, daß das schöne Material, was die verschiedenen Zeiten für die Kunst bereits niedergelegt haben, den neuesten Anforderungen teils näher, teils ferner liegt und deshalb in der Anwendung für diese mannigfach modifiziert werden muß, daß auch ganz neue Erfindungen notwendig werden, um zum Ziele zu gelangen, und daß, um ein wahrhaft historisches Werk hervorzubringen, nicht abgeschlossenes Historisches zu wiederholen ist, wodurch keine Geschichte erzeugt wird, sondern ein solches Neues geschaffen werden muß, welches imstande ist, eine wirkliche Fortsetzung der Geschichte zuzulassen.

\*

## Über das Ideal der Baukunst.

(Aus einem Brief an den Kronprinzen, späteren König Maximilian II. von Bayern, 1834).

Ew. Königliche Hoheit

haben . . . mir die folgenden Fragen in Beziehung eines zu bauenden Residenzpalastes für Se. Majestät den König von Griechenland zur Beantwortung vorlegen lassen:

1. Ob es überhaupt ein Ideal der Baukunst gäbe oder nicht?
2. Ob es für Griechenland eins gäbe, und welches es sei?

Die beiden Fragen werden sich allgemein nur dahin beantworten lassen, daß das Ideal in der Baukunst nur dann völlig erreicht ist, wenn ein Gebäude seinem Zwecke in allen Teilen und im Ganzen in geistiger und physischer Rücksicht vollkommen entspricht. Es folgt hieraus schon von selbst, daß das Streben nach dem Ideal in jeder Zeit sich nach den neu eintretenden Anforderungen modifizieren wird, und daß, um ein wahrhaft historisches Werk hervorzubringen, nicht abgeschlossenes Historisches zu wiederholen ist, wodurch keine Geschichte erzeugt wird, sondern ein solches Neues geschaffen werden muß, welches imstande ist, eine wirkliche Fortsetzung der Geschichte zuzulassen.

Hierzu gehört freilich neben der Kenntnis des gesamten historisch Vorhandenen eine Phantasie und das Divinationsvermögen, das rechte und gerade der Kunst nothwendige Mehr wenigstens für die nächste Zukunft zu finden.

Gegen einen Künstler, der bei der großen architektonischen Aufgabe eines Regierungspalastes für den Herrscher des neu-aufkeimenden Griechenlands schnell fertig und aufs Reine mit sich hervorträte, würde ich großes Mißtrauen haben und ich glaube, daß der Talentvollste vor dieser Aufgabe erst bei sich selbst eine schwere Schule machen müsse.

Könnte man altgriechische Baukunst, in ihrem geistigsten Prinzip festhaltend, auf die Bedingungen unserer neuen Weltperiode erweitern, worin zugleich die harmonische Verschmelzung des Besten aus allen Zwischenperioden liegt, so möchte man für die Aufgabe vielleicht das Geeignestse gefunden haben; dazu gehört aber freilich Genie, welches sich niemand erringen kann, sondern das dem Beglückten vom Himmel her unbewußt zuteil wird.

(Aus: Karl Friedrich Schinkel, Briefe, Tagebücher, Gedanken.)

# Athen.

Von  
Dr. Fried Lübbecke.

Mit  
fünf Lichtbildern  
von  
N. Zographos, Athen.

Blick  
vom  
Theseustempel  
auf die  
Akropolis.



Von der Brücke des Schiffes schaute der Fahrgast durch das Glas, das der Offizier ihm reichte. Da der Dampfer auf der ebenen See nur von den Stößen der Maschine leise zitterte, konnte er, die Ellbogen fest auf den eisernen Bord der Reeling gestemmt, das Bild der fern auftauchenden Stadt bald bis in jedes Dach hinein betrachten, nachdem es ihm anfangs nur wie ein wirres Gehäuf von gipsfarbigen, gräulich-

rötlichen Kristallen auf einer gelben, sanft ansteigenden Felsung erschienen war. Nun unterschied er steile Straßen, Häuser, einzeln und in Blöcken, ohne rechten Zusammenhang, wiederum Felsen und darüber ganz fern, ganz klein — das wachsgelbe Zierat einer Säuleneihe, die zu schauen er die weite Reise von Deutschland her unternommen hatte.

Welch grausamer Strand! Zwischen all dem Steinicht kein grüner Fleck! Kein Baum — kein Schatten. Ohne Erbarmen brannte die Herbstsonne in dieses bleiche Kalkgefält hinein, über dem ein trockener Himmel schwebte. Hatte die Sonne aus ihm das purpurne Blau getrunken, das über Italien hing, oder war das Auge, von Überstrahlung ermüdet, nicht mehr fähig, den Grad seiner Tiefe zu erkennen? Des Mastes Schatten lag purpurn über dem Weiß des vorderen Decks, als der Fahrgast von der Brücke rückwärts gen Westen schaute, der doppelt gesäumten Schaumschleppe nach, die der Dampfer hinter sich herzog. Gerade über ihr hing der Sonnenball, orangerot zum Horizonte sinkend. Nackte Kämme lang und schmal sich lagernder Inseln standen der Sonne mit Backen entgegen. Ohne Hast näherte sich ihnen die satte Scheibe und sog aus ihrem Gestein Kraft und Gewicht, daß sie gleich Schleiern violett und blau über dem kupfernen Meere schwebten. Nun berührte die Sonnenscheibe ihren Rand, drückte sich, im Falle gehemmt, zu einem Oval zusammen und ward sichtbar dem Auge entrückt, jetzt in einer Linsenke als Dreieck verschwindend. Das Himmelsgewölbe verfärbte sich in ein lichtiges Grün. Vor ihm segelten schmale Wolkenstreifen, wie Kupfer poliert. Schnell verwandelte sich das Grün zu Kobaltblau, das die Sterne durchstießen. Wo eben die Sonne versank, funkelte als zitternder Diamant der Abendstern und warf über das atmende Wasser eine bläulich-weiße Brücke.

Athen, inzwischen näher gerückt, entzündete sich mit unzähligen Lampen. Hinter ihrem rauchigen Gelb verhauchte ein letzter Streifen blassen Rosas, unter dem ein schwarzer Bergrücken noch zu erkennen war. Vor ihm standen über den Lichtern zwei hellere Regal. Plötzlich erglühten auf dem einen Tempelsäulen in gleißender Helle. Die Griechen feierten das Fest des Heiligen Konstantinos, erklärte der Offizier. An nationalen Feiertagen würde die Akropolis angestrahlt. Das hätten sie in Amerika gelernt.

Schon lief der Dampfer mit geringerer Fahrt den beiden Molen des Piräus entgegen, denen Schiff um Schiff entfuhr, wie wenn ein Raucher einen Ring hinter dem andern her sendet. Dampfer und Motorschiffe mit griechischen Buchstaben am Stern, mit geschwungenen Steven und Bugsprietern wie auf Bildern von der Eröffnung des Suezkanals. Auch große Boote mit langen dünnen Auspuffrohren und unbeholfenen Aufbauten, dicht mit Menschen angefüllt, lärmten vorüber.

Also, dieser ganz moderne Hafentraff mit endlosen Lagerhäusern, rasselnden Kränen über sich quetschenden Dampfern, Leichtern und Barkassen auf ölgetränktem Wasser, war das Nordufer des Piräus, an dessen Spitze, der Insel Salamis gegenüber, vor zweitausend Jahren Themistokles zum letzten Schlafe gebettet wurde! Auch dieses Stück Newyork war Griechenland.

Athen erschien dem Fremdling wie eine junge amerikanische Stadt. Den klassizistischen Kern der Wittelsbacherresidenz aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zerlegten moderne Betonbauten. Niedrige Siedlungen drängten an, deren ungepflasterte Straßen ausgetrockneten Wildbächen glichen. Last- und Luxuswagen torkelten in ihnen von Loch zu Loch, vorbei an hochbepackten Mauleseln und abgerissenen Lastträgern. Ein doppelbahniger Asphaltboulevard durchschnitt die Wirtsal. Auf ihm rasten gelbe Omnibusse mit grünledernen Sesseln. „Neu Smyrna“ stand auf ihren Leuchtschildern. Sie fuhren zur Siedlung der aus Smyrna verjagten Griechen in der dürren Salzsteppe zwischen der alten Stadt und dem Meere, zwischen Athen, Phaleron und Piräus.

Langsam wurde die Größe des vaterländischen Opfers begriffen: ein armes Volk von fünf Millionen nahm 1921 nach verlorenem Kriege eineinhalb Millionen Griechen aus der Türkei bei sich auf, die meist nur ihre Not mitbrachten. Athen mit einer halben Million Einwohner übernahm mehr als

zweihundertfünfzigtausend neuer Bürger, für die buchstäblich nichts vorhanden war. Sie alle fanden ein Dach, langsam ein Häuschen, gar ein Gärtchen, in dem unter zerzaustem Feigenbaum eine Handvoll Gemüse wuchs. Es fehlte an Wasser, an Kanälen, an Lichtleitungen, an Straßenpflaster, an alle dem, was eine langsam wachsende Stadt nach und nach zulegt. Schlimmer als diese Not war der Mangel an gewinnbringender Arbeit. Ohne sie konnte man weder Maschinen noch Kohlen kaufen, die dieses an Naturschätzen arme, in fünfhundertjähriger Türkenherrschaft erschöpfte Land nicht besaß. Bei Marathon, im Gebirge, wurde ein großer Stausee angelegt, der das ausgedehnte bergige Stadtgebiet Athens reichlich mit gutem Wasser versorgte. Verschwenderisch sprudelte es in den größeren Nasen dichten Gehölzes von Johannisbrot- und Eukalyptusbäumen, Palmen und Bambusstaude, so im Park des Papeions zwischen dem Alten Schloß und dem Jupiter-tempel, an der Universitätsstraße und um einzelne Museen und Kirchen herum. Auch die im Gesandtschaftsviertel liegenden Schlösser und Villen lagen in Gärten, die bis in den Herbst hinein Gärtner bewässerten und pflegten. Wo dies unterblieb, war der Garten an der attischen Sonne und am attischen Salz gestorben, das die Südstürme mit dem Meerwasser über die Blätter peitschten.

Dieser Armut widersprach — so schien es — der Luxus an Stoffen, Schuhen und Kleidern in großen Magazinen und zahlreichen Sondergeschäften, der in den Läden und offenen Ständen überquellende Reichtum an Lebensmitteln und Früchten, an Delikatessen und Fischen jeder Art. Zum Geflügel waren Gemüse und Früchte in einer Fülle geordnet, als erstiehe das Land an diesen Gaben, das doch rings um Athen in trostloser Steppe sich zu den nackten Bergen dehnte. Vieles, was hier die Hauptstadt bot, war aus dem fernen Epirus, aus der Peloponnes und von den Inseln gekommen und erwiebs sich, umgerechnet zum griechischen Einkommen, keineswegs als billig. Auch unter diesem Himmel, der anscheinend mühelos Melonenhügel und Traubenberge reifen ließ, hatten Gärtner und Bauer nichts zu verschenken. Nur der Käufer, die kräftig zulangten, gab es wenige.

Wie auch droben hinter dem Hymettos in den grünumbuschten Herrenhäusern nur wenige wohnten. Zu ihnen hatte tags zuvor einer der gelben, grünledernen Luxusomnibusse den Fremden hinaufgetragen, auf der nämlichen Straße, über die 490 vor Christus der Läufer von Marathon nach Athen gerannt war. Dort oben, in der kühleren Luft des Pentelikon, sprang unter dichten hohen Pappeln und Eichen aus rundem Rohr ein mächtiger Strahl in ein weites ummaueretes Becken, die Quelle des Kephissos. Wohligh tauchten Maulesel ihre Schnauzen in den kühlen Schwall, der sich in einem Bächlein auf die Reise nach Athen hinunterbegab. So lange er auszugeben hatte, spazierten mit ihm Alleen und Gärten. In Athen war er wie der Suppenkassap anzuschauen, ein Fädchen in einer zementenen Rinne, zum Meer schleichend, selbst trüben Abwässern dankbar, die ihn vermehrten. In den Gärten zu Kephissia mochte auch der Sommer leicht sein, während unten zwischen den Hütten der Zugewanderten selbst der Herbst unerträglich heiß erschien. War doch im Oktober das Meerwasser noch 25 Grad warm. Eine dünne Oberschicht, die ihren Reichtum in prächtigen Kraftwagen zur Schau stellte, durch einen schmalen Streifen Bürgerlichkeit von der breiten, meist schwer arbeitenden Masse des Volkes getrennt, der Gegensatz durch Klima und Klugheit gemildert. Auch der Arme hatte im Jahre dreihundert Sonnentage und erfreute sich der Freigebigkeit reicher Mitbürger, die sich ihm in vielen Stiftungen mitteilte. Wohl alles, was sich jedem hier an Schulen, Museen, Krankenhäusern, Sportstätten, Parks und Denkmälern bot, ward dem Opfersinn einzelner Bürger verdankt. Allen Wohltätern voran stand Georgios Aweroff, der das Marmorstadion mit 180 000 Sizen stiftete und der grie-



### Blick auf die Akropolis.

Im Mittelgrund unterhalb der Akropolis das Theater des Herodes Attikus. Auf der Akropolis links die Propyläen, in der Mitte das Erechtheion, rechts der Tempel der Pallas Athene, das Parthenon.

chischen Flotte den „Ameroff“ schenkte, ihren einzigen Panzerkreuzer.

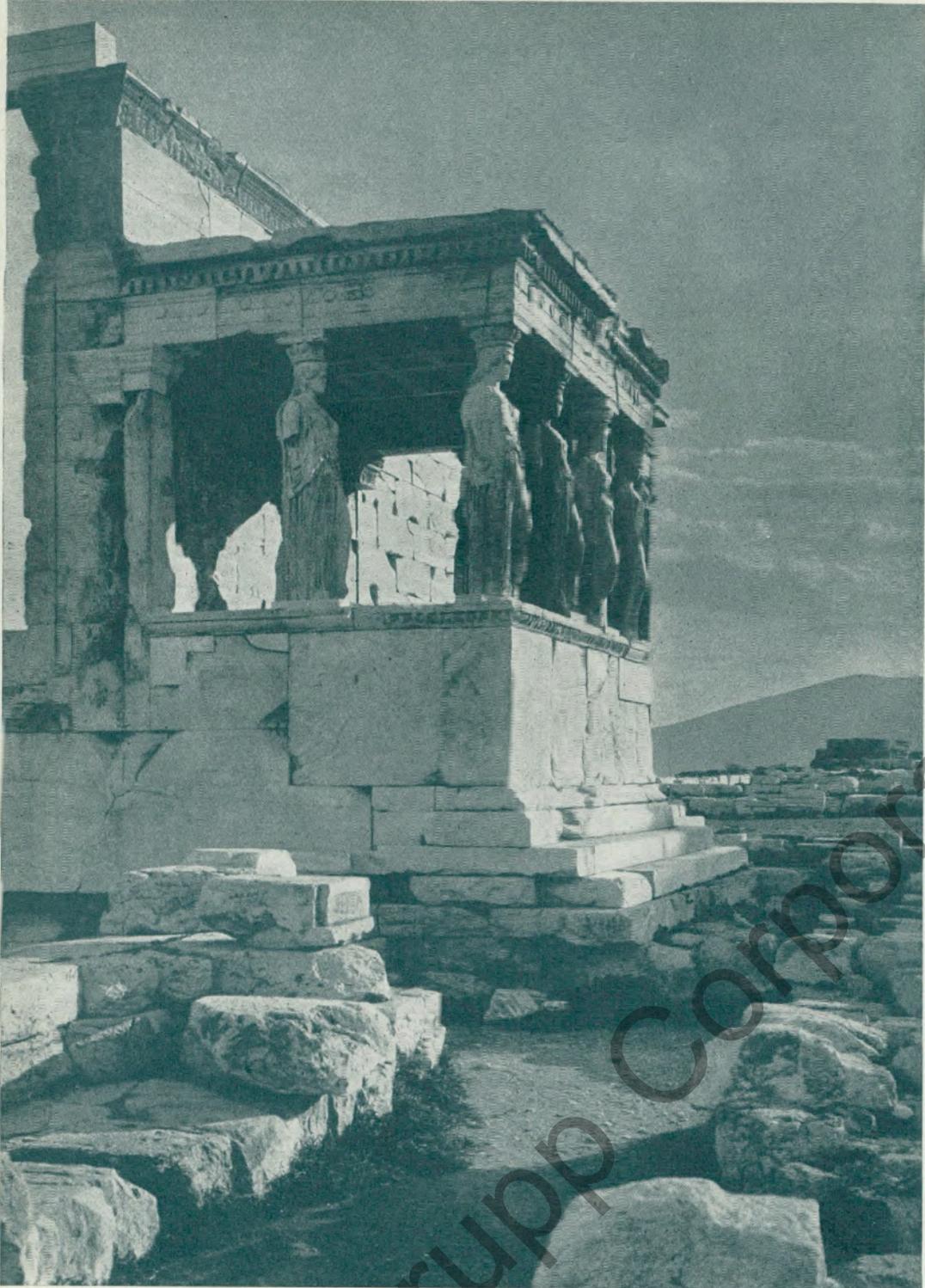
Der Fremdling sollte bald erkennen, daß dieses Volk ebenso stolz wie arm war. Trinkgelder, die er — wie in einem Studium — gerade ärmeren Männern und Knaben für Hilfeleistungen anbot, wurden still abgelehnt. Gegenüber den Verschriften des Staates und der Gemeinde, wie bei Absperungen und Meldungen, beobachtete er im Volke verständnisvollen Ernst, wobei von jener Seite nicht engherzig verfahren wurde. Sogar während der Aufführung der „Elektra“ im Theater des Herodes Attikus an der Akropolis war das Rauchen nicht verboten. Viele Besucher hielten eine brennende Zigarette zwischen den Fingern, als er die Sitzwand emporklomm. Meist kleine Leute, viele ohne Kragen, saßen hier gedrängt. Manche hatten Kinder noch zwischen den Knien, obwohl der Eintritt nach deutschem Gelde nur 40 Pfennig kostete. Man saß nicht, wie sonst in offenem Theater, schräg hintereinander, sondern schwebend übereinander. Wegen dieses steile aus Fels und Leibern geformte Rund schlugen die Stimmen von der Szene her wie gegen die Wand eines Kessels. Auch das Harte ging in ihm nicht verloren. Die Stimmen klangen einfach, und erblühten, wenn das Drama aus dem Alltäglichen emporstieg. Ganz vergaß der Gast die dreitausend Griechen um sich herum, die lautlos in der ausströmenden Wärme der Südwand des Burgberges saßen. Nur an dem Aufglühen der Zigaretten konnte er den Strom des gemeinsamen Fühlens erkennen. Beim Wiedersehen von Elektra und Drest zerriß ein glückseliges Aufatmen die Stille. Immer noch hatte der Chor, eine Schar von zwanzig schlanken Frauen, die Dünung des Geschehens ausgeglichen. Wie sie, leicht zueinander geordnet, das Halbbrund des Proszeniums schreitend und sprechend betreten, umwandelten und verließen, von einfachen Rhythmen

verdeckter Musik beschwingt oder gehemmt, lange Minuten steinern verharrten, verkörperten sie Geduld und Weisheit, Adel und Mitleid. Nun, da Drest aus dem Palaste taumelte, in dem er die buhlerische Mutter getötet, taumelten auch sie wie Vögel im Hagelsturm.

Reiches griechisches Volk! Vor über zweitausend Jahren warf es dort oben auf der Burg die von den Persern zerbrochenen Koren, der Athena geweihte marmorne Mädchen gestalten, mit in den Schutt der von den Persern niedergeworfenen Tempel, die Riesentrommeln ihrer Säulen rings um den Burgfelsen zu neuer Mauer türmend. Erst an unserem Tag stiegen aus dem dreieckigen Schlund zwischen dieser perikleischen Mauer und dem alten Burgfelsen jene zierlichen Gestalten mit vollen roten Lippen und enggefälteten bläulichen Chitonon wieder empor und erschienen vielen schöner als die Statuen des Phidias.

Reiches griechisches Volk! Als nach dem Weltkriege die Flüchtlingsnot ganz Griechenland zu ersticken drohte, hätte man mit diesem Geschenk der Vorzeit viele tausende Zentner Weizen kaufen können. Die Koren blieben in ihrem einfachen Hause hinter dem Parthenon, mochte selbst das Geld fehlen, die lahmen Sprungfedern in den Wachstuchseffeln zu ihren Füßen auszuwechseln.

Endlich wollte der sich Eingewöhnende es wagen, aus dem Alltag der Straße in den Feiertag der Burg hinaufzusteigen. Tagelang schon hatte er, von Phaleron her durch die Syngrosstraße zum Jupitertempel des Hadrian im Omnibus dahergleitend, durch die orangene Scheibe hinter dem Fahrer das Säulenwunder des Parthenon wie in einer Glorie geschaut, oder war, aus dem Gewühl der Nolosstraße emporschend, über dem schwarzen Felsen dem leichteren Bau des Erechtheions begegnet: immer noch hatte er gezögert, als fürchtete er, eine

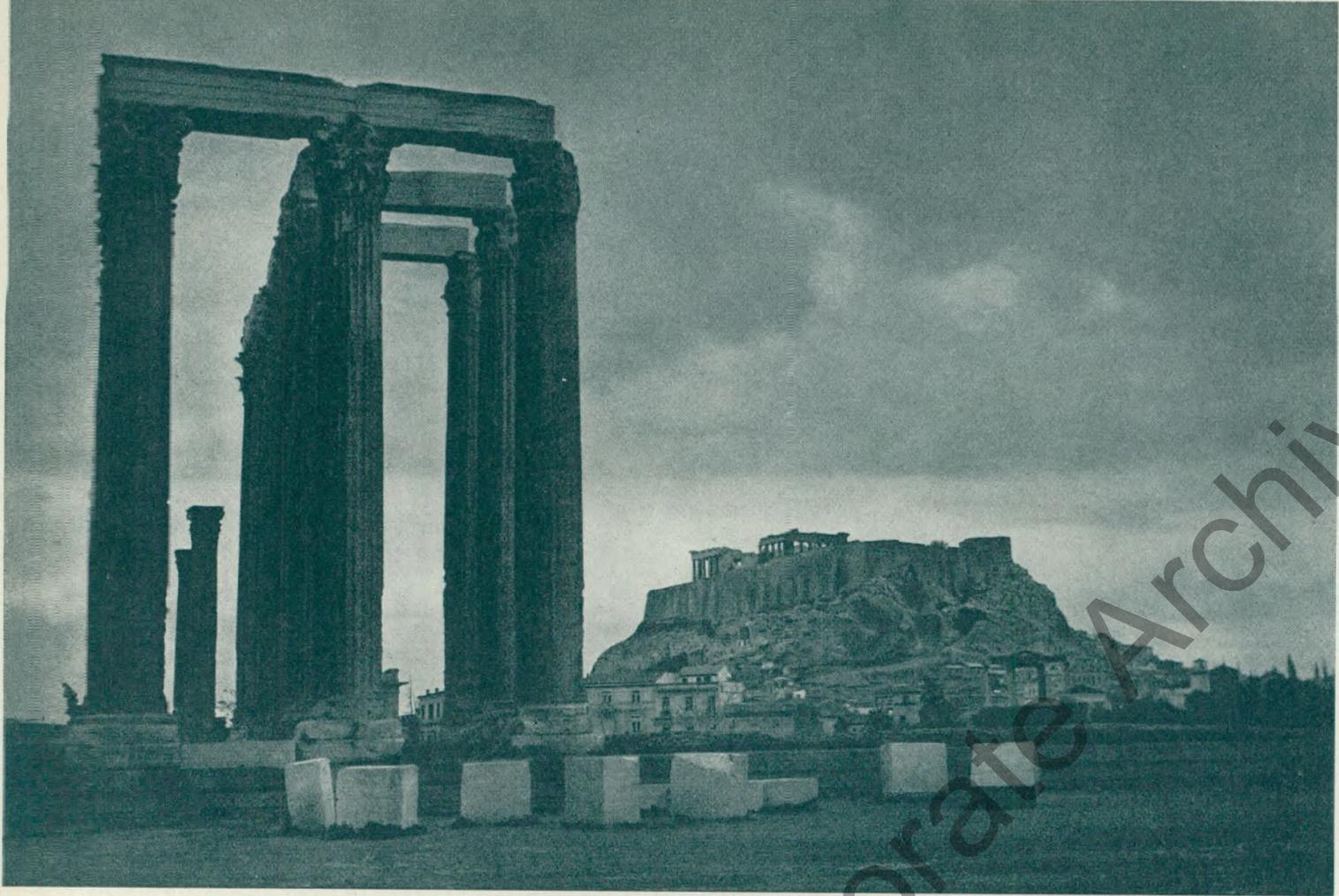


Die  
Karyatidenhalle  
des  
Erechtheions  
auf der  
Akropolis.

Enttäuschung zu erleben. Nun, da er im Nationalmuseum dem Grabstein der Hegesä gegerüberstand, und sein Herz vor Glück und Leid ihm fast die Brust zersprengte, fühlte er sich vorbereitet zur Pilgerschaft auf die Burg. Der Mond rundete sich zu voller Scheibe. Man herte ihm verraten, daß in den drei Nächten um den Vollmond der Eintritt zur Burg gestattet wäre. So stieg er mit seiner Gefährtin aus der stiller werdenden Stadt die sonst sich erhebender Würdungen des Burgweges empor, vorbei am Hügel des Areopag, auf dem das Monument des Philodappos wie ein weißer Turm gegen den Himmel stand. Nun warteten sie ein wenig vor einer ehemaligen Pforte, neben der bei einer spärlichen Lampe ein Wächter seine Eintrittsbillets wie in einem Wandergirls verkaufte. Der Käufer waren wenige, das Wechseln eines Scheines im Werte von einigen Mark hieß alle Taschen umdrehen. Nun hielten die Wanderer ihre gelben Karten in Händen, auf denen sie im weißen Mondlicht die griechischen Buchstaben Akropolis entzifferten, und durften eintreten. In doppeltem Fall stürzten ihnen die Maronortreppen der Propyläen entgegen. Zwischen

sich liefen sie ein breiteres Band nackten Fesses, das die Kehren eines aufsteigenden Reitweges trug. Mit breit ausladenden Flügeln wucherte der Torbau über dem Sturz der Stufen, mehr ein Wald stämmiger Säulen als ein festes Haus. Ein Faun zur Rechten verbarg den Tempel der Nike, dessen Quadern in einem Neuaufbau frisch gefügt wurden. In silberner Zweifarbigkeit wurden die hohen Stufen der Feststiege feierlich erklimmen, als wanderten mit Jungfrauen und Jünglinge, Männer und Greise, der Jungfrau droben das Gewand zu bringen. Jetzt tauchten sie in die Schatten des Propyleions und legten ihre Hände gegen die scharfen Grate der dorischen Säulen. Zur Rechten, über ansteigendem Hang, thronte das Parthenon, der Tempel der Jungfrau Athene. Die Ostwand bot sich fast unzerstört. Nur die Trümmer von Säulen und Architraven, die den Anstieg gleich einem Werkplatz dicht bedeckten, ließen die Katastrophe ahnen. Fast beklommen stiegen Mann und Frau dem Tempel entgegen, als erwarteten sie, gleich jenem Mönch des Mittelalters, die Stimme des Jenseits zu hören. Mit einem geliebten Bruder hatte dieser sich





Blick vom Tempel des Olympischen Zeus auf die Akropolis.

gelobt, daß der zuerst Sterkende dem Überlebenden Nachricht über das Paradies zukommen lassen solle. Nur ein Wort. Würde das Jenseits ganz ihren irdischen Träumen entsprechen, so sollte es lauten totaliter — ganz so —, wenn es aber anders sich zeige, so sollte nur aliter — anders — erklingen. So faß der Zurückgebliebene an der Orgel und spielte einen Kanon, des Bruders innig gedenkend, und hörte seine Stimme: totaliter! Schon zog er das Register der Celesta, als aus dem Chöre ihm aliter zurückklang. Totaliter aliter — vollkommen anders.

Totaliter aliter — vollkommen anders als ungezählte Berichte diesen Anblick schilderten, wirkte sich auf diese beiden Menschen, die schon ein Leben verband, das Parthenon aus, wie sie nachher aus ihrem Gespräch empfanden. Jeder hatte das empfunden, wozu er im Tiefsten fähig war, jedem hatte dieses Baumerk das erfüllt, was er im tiefsten erwartete, von ihm dennoch durch eine unübersteigbare Schranke getrennt. Drunten, an breiter Prachtstraße, standen Akademie und Universität als Tempelbauten des 19. Jahrhunderts, in Massen und Material den fernen Vorbildern bis ins letzte nachgeahmt, fast eine Gotteslästerung.

So mochte es geschehen, daß der Fremdling bei einer zweiten Wallfahrt hier oben hinauf eine junge Dame erblickte, die eine Ansichtspostkarte schrieb, sie an eine der Säulen drückend. Schon wollte er ergrimmen, als er empfand, wie glücklich dieses Mädchen neben die Majestät seine Jugend stellte. Was nützte es ihm, daß er wieder und wieder den Bau umkreiste, seine Maße erprüfte, seine Skulpturen umtastete: das Rätsel seiner Vollendung blieb dunkel wie das Stauen, daß zu Füßen dieses Felsens das Volk der gleichen Sprache, der gleichen Rasse Betonbauten errichtete und sich in Gräber bettete, in deren Marmordekoration kein Abglanz dieser Ahnen lebte. Von hier oben blickte er auf kleine Kuppeln, wie braunrote

Bienenkörbe zwischen die weißen Häuser gestellt, byzantinische Kirchen aus dem frühen Mittelalter, gedachte ihrer stuben-großen Räume, der braunen Wachskerzen, die vor Goldblech schwalgten, der dunklen Augen des Erlösers, die aus weißer Mandel starren. Im Namen dieses Heilands befahl am 25. September 1687 Graf Otto Wilhelm von Königsmarck, der Kommandant des venetianischen Belagerungskorps, den Parthenon mit Bomben zu besetzen, weil die Türken in ihm, der damals als Moschee diente, ihr Pulver aufbewahrten. Am Tage darauf, um 7 Uhr abends, zerriß eine furchtbare Explosion den Tempel. Zweitausend Jahre hatte er fast unverlezt überdauert. 1814 ließ Lord Elgin die von der Explosion verschonten Skulpturen der Giebsfelder, Metopen und des Frieses herausbrechen und verfrachtete sie zu wissenschaftlichem Exil unter Londons rufigen Himmel.

Dem entrüsteten Kunstfreunde klopfte der Philosoph auf die Schulter: Bedenke, daß Gottes Wege wunderbar bleiben, auch wenn du sie nicht begreifst. Sieh dort hinüber zum Hügel des Areopag! Dort stand Paulus und sprach vor dem Altar des Unbekannten Gottes von dem Vater des Gekreuzigten, der nicht in Tempeln wohne. Neuer Glaube schuf neue Gotteshäuser. Das griechische Volk lebte und kämpfte weiter. Viele pilgerten nach Griechenland und halfen als Philhellenen den Griechen in ihrem Freiheitskampf gegen die Türken. Ihr erster König hieß Otto und war der Sohn Ludwigs I. von Bayern.

Ludwig I. schickte seinem Sohne bayrische Hartschiere und Baumeister in das türkische Dorf, das sich immer noch Athen nannte. Leo Klenze und Friedrich Gärtner erbauten die neue klassizistische Residenz. Als Otto I. 1863 nach dreißigjähriger Regierung dem Thron entsagte, hinterließ er seinem Volke eine Hauptstadt, die wieder des Namens der blauäugigen Lieblingsochter des Zeus würdig war.



Die Propyläen, das Eingangstor zur Akropolis.

Sämtliche Lichtbilder: N. Zographos.

## Ewiges Gedächtnis.

Eine Rede des Perikles auf die im Jahre 431 v. Chr. gefallenen Athener  
aus dem ersten Buch des Thukydides über den Peloponnesischen Krieg (431—404 v. Chr.).  
Ins Deutsche übertragen von Rudolf G. Sinding.

Nur ganz selten in der Geschichte der Menschheit wird ein ganzes Zeitalter mit dem Namen eines Mannes gekennzeichnet, da seine Persönlichkeit und sein Wirken, sein Vorbild und Führertum dieser, seiner Zeit in außen- und innenpolitischer, kultureller und ethischer Beziehung ihren unauslöschlichen Stempel aufdrückten.

Sprechen wir vom „Perikleischen Zeitalter“, so stehen wir in Gedanken in der Blütezeit Altgriechenlands, die sich neben Perikles dem Staatsmann, in den Namen seiner Zeitgenossen und Freunde, Phidias des Bildhauers, Sophokles des Dichters, Anaxagoras des Philosophen, Ktesinos des Erbauers der Hauptwerke der Akropolis und Thukydides des Geschichtsschreibers verkörpert. Mitten hinein in diese Zeit versetzt uns die nachfolgende „Rede auf die Gefallenen“, die dem Andenken der im ersten Jahre des Peloponnesischen Krieges (431—404 v. Chr.) gefallenen Athener gewidmet ist. Sie ist in ihrer Geschlossenheit, Einfachheit und Klarheit nicht nur ein Meisterwerk der Weltliteratur, sondern gleichzeitig ein unvergleichliches Spiegelbild jener Hochblüte griechischen Geistes in seinen verschiedenen Ausdrucksformen. Die zeitlose Bedeutung der Rede, der mehr als zwei Jahrtausende nichts von ihrem Glanze zu rauben vermochten, mögen unsere Leser selbst würdigen.

In diesem Winter feierten die Athener nach der Sitte der Väter öffentlich das Leichenbegängnis der im Kriege Gefallenen. Mit dem Zuge kann jeder gehen der will, Bürger oder Fremder; auch die verwandten Frauen ziehen mit dem Begräbnis hinaus. Darauf setzt man die Toten in dem öffentlichen Grabdenkmale bei, das in dem schönsten Vorort der Stadt gelegen ist, und hier begrub man immer die im Kriege Gefallenen, ausgenommen die Helden von Marathon; denn da man die Tapferkeit dieser für unvergleichlich erachtete, gab man ihnen dort ihr eigenes Grab.

Wenn sie aber die Erde bedeckt hat, spricht ein von der Stadt dazu erhobener Mann, der im Ansehen steht, an Einsicht und Würde hervorzuragen, zu ihrem Lobe wie es ihnen zukommt. So werden sie bestattet. Während des ganzen Krieges, so oft es vorkam, hielt man sich an diese Sitte. Für diese ersten nun wurde Perikles, des Ksanthippos Sohn, erwählt, zu reden. Als der Augenblick gekommen war, trat er, um weithin in der Versammlung gehört zu werden, vom Grabe hinweg auf eine hohe Bühne, die man errichtet hatte und sprach also:

Die Bielen, die vor mir von dieser Stätte aus gesprochen haben, preisen den, der diese Rede des Gedenkens zum Gesetz erhoben hat; gleich, als ob es für sie selber ehrenvoll sei, für die Gefallenen öffentlich zu reden. Mir aber würde es genug erscheinen, wenn Männer, die durch Taten sich geadelt haben, auch durch die Tat geehrt werden, wie sie ja in Gestalt dieser vom Staate selbst gerüsteten Bestattung vor euer aller Augen steht; und nicht sollte von eines Mannes Wort die Tapferkeit so vieler abhängen, sofern der, dem sie anvertraut ist, vielleicht gut reden mag, vielleicht aber auch schlecht. Denn schwer ist es, das Maß der Rede zu treffen, wo überhaupt kaum die Wahrheit zu veranschaulichen möglich ist. Denn wer mit dabei war und den Dingen Gerechtigkeit widerfahren lassen will, der könnte leicht den Eindruck haben, daß alles hinter seinem Willen und Wissen zurückbleibe. Der Unerfahrene aber wird es für übertrieben halten: aus Neid nämlich, wenn er von Dingen hört, die über seine Kräfte gehen. Denn daß andere Lob gezollt werde, ertragen die Menschen

nur insoweit, als auch jeder für seine eigene Person sich fähig hält, etwas von dem, was er gehört hat, zu vollbringen. Was aber darüber hinausgeht, das neiden sie schon und schenken ihm keinen Glauben. Da es indessen unsern Vorvordern so gut deuchte, muß auch ich dem Befehle gehorchend versuchen, euer aller Erwartung und Wunsch zu erfüllen, so wie es in meiner Macht steht.

Beginnen aber will ich mit unsern Vorfahren; denn dies ist nur gerecht gegen sie und ziemend, ihnen an dieser Stätte die Ehre des Gedächtnisses zu geben. Sie allein bewohnten dieses Land von ewigen Zeiten her, und in der Folge der Geschlechter überlieferten sie es dank ihrer Tapferkeit als ein freies Land bis auf uns. Doch wenn jene würdig des Lobes sind, unsere Väter sind es noch mehr. Denn über das, was ihnen überkommen war, hinaus errangen sie, nicht ohne Mühen wahrlich, die Macht, die wir jetzt innehaben, und hinterließen sie uns, den Lebenden. Das Höchste an Macht freilich haben wir selbst, das Geschlecht von heute, angehäuft und gefestigt in der Kraft unserer Mannesjahre und die Stadt in allen Stücken in den Stand gesetzt, daß sie im Kriege wie im Frieden ganz sich selbst genüge. Die Kriegstaten, durch die das einzelne errungen wurde, die Abwehrkämpfe, in denen wir und unsere Väter gegen Barbaren oder Hellenen es schirmten, will ich unter Männern, die des allen Zeugen waren, nicht großsprecherisch schildern. Von dem Geiste aber, der uns dahingebracht, von den Staatseinrichtungen und Grundsätzen, denen wir unsere Größe verdanken, davon will ich zuerst reden und dann zum lobenden Gedächtnis dieser Toten schreiten. Denn ich erachte es nicht nur als schicklich in diesem Augenblicke, sondern auch als wesentlich und für jeden, Bürger wie Fremden, zuträglich solches zu hören.

Wir genießen eine Verfassung, welche die Gesetzgebung anderer Staaten nicht nachahmte; im Gegenteil sind wir eher anderen ein Beispiel, als daß wir sie nachahmten. Jedem gebührt nach den Gesetzen gleiches Recht mit den andern in allen seinen Angelegenheiten; in den öffentlichen Würden aber wird jeder dort, wo er sich auszeichnet, nicht weil er aus einem bestimmten Teile der Bürgerschaft hervorgegangen, sondern wegen seiner Tüchtigkeit vorangestellt; auch wird keiner infolge von Armut, wenn er nur irgend etwas für den Staat zu leisten hat, um der Unscheinbarkeit seines Ranges willen ausgeschlossen. Frei bewegen wir uns in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens und untereinander bei der Reibung und dem Verdruß des Tages; wir tragen's dem Nachbarn nicht im Zorne nach, wenn er etwas aus Lust und Übermut tut, wir verhärten uns aber auch nicht gegen ihn in einer Hinterhältigkeit, die sein Auge schmerzlich und kränkend berühren würde. Während wir dergestalt unbeschwert von Mensch zu Mensch verkehren, widerstreben uns im öffentlichen Leben zumeist aus sittlicher Ehrfurcht Unbotmäßigkeiten gegen die ständige Obrigkeit und die Gesetze, vorzüglich gegen die, welche zum Schutze der Schwächeren bestehen und, wenn auch ungeschrieben, doch nach allgemeiner Denkart dem Übertreter Schande bringen.

Von der Arbeit bieten wir dem Geiste vielerlei Erholungen in Kampfspielen und Opferfesten, die in jährlicher Wiederkehr gesetzlich angeordnet sind; nicht minder aber in gefälligen Einrichtungen des häuslichen Lebens, deren täglicher Genuß die Trübsal vertreibt. Die Größe der Stadt zieht uns aus allen Ländern die Fülle der Erzeugnisse heran, und was bei uns das Land an Gütern hervorbringt, können wir nicht in höherem Grade als uns zu eigen genießen, denn alle Schätze der Welt.

Wir unterscheiden uns auch in Anschauung und Betreiben des Krieges von unsern Gegnern. Darin nämlich, daß wir unsere Stadt als allen gemeinsam betrachten. Und nie geschieht es, daß wir durch Ausweisung eines Fremden irgend jemanden von etwas Wissens- oder Sehenswerten abhalten,

weil etwa dadurch, daß man es nicht geheimhält, irgendeiner unserer Feinde daraus Nutzen ziehen könne. Wir vertrauen nicht so sehr auf Vorkehrungen und Täuschungen als auf unseren eigenen Mut und Glauben in allen unseren Werken. Und während jene schon von Kindesbeinen an, kaum entwickelt, in wahrhaft asketischen Übungen mannhaftes Wesen zu erwerben trachten, so gehen wir, wiewohl wir ungebundener leben, darum mit nicht geringerem Mut den gleichen Gefahren entgegen. Beweis ist, daß die Lazedämonier nicht auf sich selbst vertrauend, sondern mit allerlei Völkern gemeinsam unser Land bekriegen. Wenn aber wir den Krieg in fremdes Land tragen, so wird uns im Kampf selbst mit denen, die Haus und Hof zu verteidigen haben, meist unschwer der Sieg. Auf unsere vereinte Macht stieß kein Feind jemals, weil wir mit dem Heer unsere Flotte halten und unsere Landmacht an vielen Punkten zugleich Verwendung findet. Wenn sie aber mit irgendeinem Teile irgendwo zusammentreffen und einige von uns übermannen, prahlen sie, sie hätten unsere Gesamtmacht geschlagen, und wenn sie unterliegen, sie seien unserer gesamten Macht unterlegen. Sei's also drum, daß wir weniger infolge strenger Gesetze als infolge männlicher Grundsätze den Gefahren des Krieges gewachsen sind: Es kommt uns zugute, zukünftiger Leiden wegen nicht im voraus uns zu sorgen und, wenn sie da sind, uns nicht nutzloser als ewig sich Abmarternde zu erzeugen.

Hierin ist die Stadt der Bewunderung würdig; aber nicht minder in anderem. Denn wir sind Freunde des Schönen im Maße des Rechts und Freunde der Wissenschaft, ohne der Weichlichkeit zu verfallen. Vom Reichtum machen wir mehr zu gutem Werke Gebrauch, als um in Worten damit zu prunken. Armut einzugestehen ist nicht schimpflich; doch ihr durch Arbeit nicht zu entfliehen ist mehr als schimpflich. Dieselben Männer machen es sich zur Pflicht, ihre eigenen Angelegenheiten zugleich mit denen des Staates zu verwalten; die andern aber, die dem Werk ihrer Hände obliegen müssen, sind darum nicht ohne Verstand in politischen Dingen. Denn wir allein sind es, die den, der sich solchem ganz fernhält, nicht für einen Ruheliebenden, sondern für einen Unnützen erachten. Auf eigenem Urteil und auf eigener Überzeugung beruht unser Tun; und wir halten nicht die Rede als eine Gefahr für die Tat, sondern eher, nicht durch die Rede sich belehren zu lassen, bevor man zur Tat schreitet. Denn auch dies ist unsere Art: da am freiesten zu wagen, wo wir am besten durchdacht haben; bei andern aber erzeugt nur die Unkenntnis den Mut, die Überlegung jedoch Zagen. Die seelische Kraft derer wird wohl mit Recht als die stärkste gerühmt, die das Schreckliche wie das Süße mit voller Klarheit erkennen und doch sich keiner Gefahr entziehen.

Auch von der Tugend der Wohltätigkeit denken wir anders als die meisten. Denn nicht Wohlthat erleidend, sondern Wohlthat erweisend gewinnen wir Freunde. Beständiger ist der, welcher die Gunst erwiesen hat; denn er ist gesonnen, sich die Dankbarkeit dessen dauernd zu erhalten, dem er gab. Und wir allein vermögen weniger aus Berechnung als aus schönem Vertrauen und ohne üble Deutung zu beglücken.

Indem ich alles zusammenfasse, so sage ich, daß unsere Stadt im großen eine hohe Schule für ganz Griechenland ist, und daß im einzelnen soviel an uns liegt, jedemann vollkommen für jegliches Tun anmutig und sicher sich körperlich bewähren wird. Daß dies nicht ein für die Gelegenheit berechneter Redeprunk, sondern die Wahrheit der Dinge selbst ist, das erweist die Macht dieser Stadt, die wir eben kraft jener Eigenschaften aufgerichtet haben. Sie allein geht, hocherhaben über alles von Menschen je erhörte, dem Gipfel ihrer Kraft entgegen und sie allein gibt weder dem andringenden Feinde Anlaß zur Entrüstung, daß er von solchen Männern Schläge erleidet, noch Raum zu Klage bei den Unterworfenen,



Blick von den Propyläen auf das Parthenon.

daß sie von Unwürdigen beherrscht würden. Unter gewaltigen Zeichen und wahrlich nicht unbezeugt haben wir unsere Macht ausgebreitet, und die Bewunderung der lebenden Geschlechter wie der Nachwelt wird uns zu teil. Keines Homeros bedürfen wir als den Verkünder unseres Ruhmes, noch sonst eines andern, der in Gesängen Herrliches vorspiegelt, während die Wahrheit die Überhebung der That Lügen strafft, sondern wir haben zu allen Meeren und Ländern fühn uns den Eingang eröffnet und allüberall die Denkmäler unserer Thaten aufgerichtet. Für eine solche Stadt nun haben diese willig ihr Leben hingegeben, tapfer gesonnen, sie nicht sich rauben zu lassen, und jeder der unseren ist bereit, aus Liebe zu ihr das gleiche zu leiden.

Deshalb aber habe ich den Angelegenheiten dieser Stadt länger das Wort gegeben, um euch des zu belehren: daß wir nicht um Gleiches kämpfen wie die, die nichts dergestalt besitzen, zugleich aber um die Ruhmwürdigkeit dieser Gefallenen, für die ich spreche, in handgreiflichen Beweisen ans helle Licht zu rücken.

Das Höchste für sie ist schon gesagt. Denn was ich an dieser Stadt rühmte: dieser Männer und ihresgleichen Tüchtigkeit hat sie damit geschmückt; und nicht bei vielen Hellenen möchte ein solches Wort, wie bei diesen, die Thaten nicht überbieten. Ein solcher Untergang zumal, wie ihn diese erlitten, scheint mir Mannestugend zu bekunden, da er sie im ersten erfordert und im letzten besiegelt. Denn auch bei denen, die sich in anderen Dingen schlechter erwiesen, ist es gerecht, die Mannestapferkeit im Kampfe fürs Vaterland über jenes andere hinaus anzurechnen; denn indem sie dergestalt durch das Gute das Schlechte wettmachten, haben sie insgemein mehr genützt als im einzelnen geschadet. Von diesen aber hat weder einer, die Genüsse des Lebens voranstellend, in Wohlsein sich verweichlichen lassen, noch in der Hoffnung, seiner Armut durch Reichwerden zu entgehen, es von sich geschoben, dem Schrecklichen sich zu stellen. Der Kampf mit dem Feinde war ihnen ersehnter, und indem sie die Gefahr des Todes als das Schönste empfanden, gedachten sie in einem den Feind zu schlagen und das schönste Los zu gewinnen. Den unsichtbaren Erfolg überließen sie der Hoffnung, in der vor Augen liegenden That aber, die es galt, glaubten sie sich selber vertrauen zu müssen, und gaben dabei Kampf und Untergang den Vorzug vor Weichen und Rettung des Lebens. Die That aber bestanden sie mit ihrem Leibe, und in einem ganz kurzen Schicksalsaugenblick, vom höchsten Atem des Ruhmes, nicht von Surz umflossen, sind sie geschieden.

Also handelnd taten dem Staat sie Gebühr —: und sie wurden zu Helden; die Überlebenden aber sollen, wenn sie auch beten mögen um ein gnädiges Schicksal, keine minder herrliche Bestimmung vor dem Feinde erweisen zu dürfen vermeynen. Denn den Nutzen einer solchen mögen sie nicht in einer Rede allein sehen, die einer wohl halten kann, um euch weitschweifig vorzureden, was ihr schon wißt: wie gut und köstlich es sei, den Feinden zu wehren; vielmehr sollt ihr, die Macht eurer Stadt Tag für Tag in solchem Wirken vor Augen sehend, sie lieb gewinnen; und wenn sie euch groß dünkt an Ansehn, so bedenkt, daß fühne Männer, die wußten, was not tut, und handelten, wie es die Ehre ihnen gebot, dies alles errungen haben —, die, wenn auch einmal ein Unternehmen fehlschlug, nun nicht gleich dem Staat ihre Tüchtigkeit zu entziehen für gut befanden, sondern sich ihm im Tode als schönstes Opfer darbrachten. Zum Wohle aller gaben sie ihr Leben, sich selbst aber errangen sie unsterblichen Ruhm und das erhabenste Grab; nicht nur das, in dem sie nun ruhen, sondern auch jenes andre, in welchem unvergessen ewig bei allen Geschlechtern bei jedem Anlaß der Rede oder der That ihr Gedächtnis bewahrt ist. Leuchtender Männer Grab ist die ganze Erde und nicht nur die Inschrift der Säule in der Heimat bezeichnet sie. Auch in

fremdem Lande lebt ewig in der Brust der Menschen das ungeschriebene Gedächtnis ihrer Gesinnung mehr noch als das ihrer That.

Diesem also eifert nach; und wenn ihr das Glück in der Freiheit, die Freiheit aber im Mute findet, dann blickt ihr furchtlos in die Gefahren der Schlacht. Nicht die, welche ein elendes Dasein führen und keine Hoffnung vor sich sehen, haben eine bessere Ursache, das Leben in die Schanze zu schlagen, sondern die, denen ein Umschlag von Glück zum Unglück droht, und bei denen der Unterschied groß ist, wenn sie das Unheil betrifft. Denn schmerzlicher trifft einen Mann von Gefühl die durch Verweichlichung eintretende Erniedrigung als der in Unerfrorenheit und gemeinsamer Hoffnung nicht mehr fühlbare Tod.

Deshalb will ich nun auch die Eltern der Gefallenen, zumal euch, die ihr zugegen seid, nicht mehr beklagen, sondern trösten. Wißt ihr doch selbst, daß jene in mannigfacher Unbeständigkeit und vielerlei Wechsel des Geschicks herangewachsen sind. Das wahre Glück aber liegt in einem wohlauftretenden Schicksal, wie es diesen in einem herrlichen Ende, euch in der edelsten Trauer bereitet ist, außer euch aber nur jenen gewährt wird, denen ein gütiger Geist Leben und Sterben zu gleicher Wohlthat hinausführt. Wohl ist es schwer, euch zu überzeugen, die ihr zu oft an jene gemahnt werdet, wenn ihr andere in einem Glück erblickt, auf das ihr selbst dereinst stolz wart. Man betrübt sich ja nicht um den Verlust von Gütern, die man nie erfahren hat, sondern um die, deren man beraubt wird, nachdem man sie genossen. Es müssen aber in der Hoffnung auf andre Kinder die sich aufrichten, die noch im Alter sind, Kindern das Leben zu geben; denn im eigenen Hause werden vielleicht die Neugeborenen die vergessen lassen, die nicht mehr sind, und dem Staate wird es ein doppelter Vorteil sein, nicht arm zu werden an Bürgern und an Sicherheit zu gewinnen. Denn es ist nicht möglich, daß einer das Gemeinwohl in gleichem Sinne wohl berate, wie andre, wenn er nicht, wie die andern, Kinder daran zu wagen hat. Ihr aber, die ihr über jenes Alter hinaus seid, nehmt als Gewinn, daß ihr den längeren Teil eures Lebens in Glück verbrachtet und der andere Teil nur kurz sein wird. An dem Ruhm dieser Toten sollt ihr euch aufrichten. Denn in den Jahren nutzlosen Greisentums ist die Ehre allein nicht alternd.

Euch Söhnen aber und Brüdern der Gefallenen, soviel eurer sind, sehe ich großen Wettstreit erwachsen. Denn wer nicht mehr unter den Lebenden ist, dessen Lob redet jeder; euch aber mag es selbst bei einem Übermaß von Tapferkeit nicht gelingen, jenen auch nur gleichgeartet zu werden. Immer vielmehr werdet ihr ihnen nachstehen müssen. Denn unter den Lebenden herrscht der Neid gegen den Nebenbuhler; dem Gegner aber, der nicht mehr im Wege steht und der nicht mehr durch Wettstreit hemmt, dem tut man die Ehre des Wohlwollens an. ziemt es mir aber nun noch, der fraulichen Jugend derer zu gedenken, die nun im Witventum leben werden, so will ich in kurzer Mahnung alles berühren. Euer Ruhm wird es sein, der euch beherrschenden Natur nicht unterlegen euch zu erweisen; und nicht besprochen zu werden unter den Männern in Lob oder Tadel wird eure höchste Ehrung sein.

So habe ich nun dem Gesetze gehorchend gesagt, was im Worte zu sagen war: Durch die That sind die Begrabenen schon geehrt. Ihre Söhne aber wird die Stadt auf öffentliche Kosten von jetzt ab bis zum Mannesalter erziehen und setzt damit ihnen wie auch den Überlebenden den prächtigsten Siegeskranz als Preis ihres Kampfes aus. Denn der Bürgerschaft werden die tapfersten Männer erwachsen, in welcher der Tapferkeit der höchste Preis zuerkannt wird. Nun aber weihe ein jeder den Seinigen die letzte Klage und darauf gebet von hinnen."



„Leuchtender Männer Grab ist die ganze Erde . . .“

Lichtbild: Hallensleben.

Das erste Soldatengrab im Feldzug gegen Polen 1939  
am Grenzübergang an der Straße nach Konię (1. September 1939).

## Kriegsweihnacht 1914–1917 in deutschen Soldatenbriefen.

Karl Aldag, stud. phil., Marburg,  
geboren 26. Januar 1889 in Obernkirchen,  
gefallen 15. Januar 1915 bei Fromelles.

Bei Fournes, 18. Dezember 1914.

Es ist ein eigenartiges Weihnachtsfest in diesem Jahr, so widerspruchsvoll eigentlich gegen das Evangelium der Liebe — und doch wird es mehr Liebe säen als jedes andere. Liebe unter dem eigenen Volke und Liebe zu Gott. Ich glaube sicher, daß das Fest in diesem Jahr tiefer empfunden wird als je und

daher vielen zum Segen gereicht, trotz des Krieges. Ich habe auch mit tiefer Freude und innigem, andächtigem Entzücken unsere Weihnachtslieder gesungen. Wir singen sie zweistimmig in unserem Ruhequartier, einem großen warmen Kuhstall, auf dem einzigen Tisch einen brennenden kleinen Tannenbaum, den einer geschickt erhielt. Ich empfand das ganze große Geheimnis der Weltlösung und das Wunder des Gottessohnes wie in keiner Predigt. An dem Weihnachtstage werde ich immer zu Hause sein in Gedanken, und ich kann nicht mehr tun, als Euch allen wünschen, daß auch Ihr ein andächtiges, geheiligtes

Weihnachtsfest erleben werdet, das Euch Glück und Segen ins Haus bringt und Vertrauen auf den Gott der Liebe, der uns behüten wird. Es gibt keine größere Stärkung für mich, als zu wissen, daß Ihr für mich betet. Ich habe ein wirkliches Vertrauen in die Zukunft. Diese Glaubensstärke, in der wir alle demütig leben, möge uns das Weihnachtsfest bestärken und verschönern.

Ich schreibe dies morgens früh bei Kerzenlicht auf dem Tisch im Kuhstall. Die Kameraden wuscheln sich aus dem Stroh, waschen sich; wir mußten die Nacht alarmbereit schlafen, gepackt und umgeschwallt, was sehr unbequem ist. Aber es tobte die ganze Nacht Kanonen- und Infanteriefire. Große Feuer lohnen hinten am Himmel. Und in sechs Tagen ist Weihnachten!

\*

Ernst Dieterich, stud.  
theol., Tübingen,

geboren 30. Januar 1894 in Gommadingen (Ost. Münsingen),  
gefallen 15. September 1916 bei Rancourt (Somme).

15. Dezember 1914.

... Bei uns weihnachtet es sehr, schon seit Wochen. In den meisten Päckchen, die wir erhalten, sind Tannenzweige. Ich habe einen Stützbalken in meiner Deckung, der ist ganz verziert mit deutschem Tannenzweig und Weihnachtskarten. Da ich keine Reißnägeln habe, binde ich alles mit Schnüren fest. Das muß ein schönes Weihnachten werden in Feindesland, weil wir uns ganz wie Kinder darauf freuen, wie leider schon lange nimmer. Hier erst ist einem die Friedensbotschaft recht lieb und ihre Größe verständlich. Es ist etwas Wunderbares und viel größer als die Schlachtenstürme, als der Kampfesmut der Krieger, diese wunderbare Liebe, die wir hier im Felde erfahren dürfen.

\*

Christian Brautlecht, stud. rer. pol.,  
geboren 23. Oktober 1893 in Wyl auf Föhr,  
gefallen 23. Mai 1916 bei Givenchy.

Chiry, westlich Nonoy, 25. Dezember 1914.

Das Schönste, was ich im ganzen Kriege erlebt habe, war heute der Gottesdienst in der französischen Kirche, der erste im Felde, denn bisher hatten wir dazu keine Zeit. Wursten auch kaum, wann Sonntag war. Da saßen sie: Infanteristen, Artilleristen und Pioniere, so wie sie aus dem Schützengraben herauskamen, und sangen „Das ist der Tag, den Gott gemacht“ — und durch zerschossene Fenster fuhr der Wind, und der rollende Kanonendonner ersetzte die Bässe der Orgel. Auch hier in der Kirche brannten die Weihnachtslichter und gaben ein heimisches Licht zu den Worten, die der Leutnant von der Artillerie sprach. Einen Geistlichen hatten wir nicht. Aber wozu auch: War es nicht viel schöner so? Da saßen sie beiein-

ander, Katholiken und Protestanten, die doch nur einen Glauben haben sollten, den deutschen Glauben. Und wie Erz und Eisen klangen die Worte über das Wesen des Deutschen, dessen Höchstes die Treue und die Liebe ist, aber nicht eine kindische Liebe, sondern die Liebe zur Rasse und zum Volk, das sein Recht mit dem Eisen in der Faust verteidigt bis zum Tode.

\*

Walter Heingel,

geboren 18. Januar 1892 in Hamburg,  
gefallen 17. November 1915 bei Merckem in Flandern.

Weihnachten 1914.

Im Westen versinkt langsam die Wintersonne. Über dem winterlich einsamen Schlachtfeld ruht das Schweigen des Todes. Schweigend und schwarz starren die Ruinen der Häuser vor uns in die mondlose, stürmische Julnacht. Nichts rührt sich auf der weiten Flur. Friedlich liegt das Schlachtfeld vor uns. Ab und zu steigt eine französische Leuchtgranate auf, die die Gegend für einige Augenblicke erhellt. Hin und wieder fällt ein scharfer Schuß der Posten im Graben. Sonst ist alles still. Julnacht — deutsche Weihnacht!

Die Gedanken der Krieger sind heute daheim bei all den Lieben, daheim in der Heimat. Noch immer liegen wir in Feindesland, noch immer donnern die Kanonen, noch ist der Friede weit. Noch wird es dauern. Aber, so drängt sich einem die Frage auf, wie wird es nach dem Kriege, nach dem Siege werden?

Wenn wir nun mit unseren Waffen den Sieg erfochten und unserer friedlichen Arbeit dauernden Schutz erfochten haben, was wird aus all den guten Kräften werden, die diese ernste Zeit aus uns herausgearbeitet hat? Wird das deutsche Volk diese Kräfte

in Frieden erhalten und weiter entfalten können? Sieh, Mutter, das ist für mich die Kernfrage des ganzen Krieges. Können wir sie mit Zuversicht bejahen, dann müssen und werden wir alle Opfer des Krieges verschmerzen können. Haben wir auch im Frieden Führer, die ihr Ziel, die Größe und Verantwortung ihrer Aufgabe kennen, Opfer von uns zu fordern, den Mut haben werden, haben wir Männer und Frauen, die für ihre Überzeugung eintreten, denen die innere Stimme des Gewissens mehr sagt als äußere Anerkennung? Oder wird es wieder so werden, wie es — Gott sei es geklagt — an so vielen Stellen unten und oben im Vaterlande vor dem Kriege war? Angstliche Scheu vor Rang und Geld, brutaler Kampf der materiellen und Parteiinteressen, Schelten nach oben und unten, kleinliche Sorgen des grauen Werktags und des engen Jahs, leichtfertiger Tanz über den Sonntagsfrieden hinweg? Soll unser gutes, tüchtiges Volk dasselbe wieder erleben, was es nach den Freiheitskämpfen vor hundert Jahren, nach dem großen Krieg von 1870 hat erleben müssen? Will man wieder wie damals die Familienväter dieses deutschen

## Einem Gefallenen.

Dies war das Schmerzlichste an deinem Los:  
Du standest noch im Anbruch deiner Zeit,  
Dein Werk zu bauen schienest du bereit,  
Und alle deine Träume waren groß.

Du glaubtest noch, daß dich ein ferner Ruhm  
Betränzt, und warst wie einer, der den Schaff  
Der Fahne trägt, berufen und gestrafft  
Fürs Werk. Da rief man dich zum Opfertum.

Du nahmst auch dieses Schicksal. Gabst die Saat  
Der Zukunft einem späteren Geschlecht,  
Indes dein Fuß das Totenreich betrat.

So stürztest du im brennenden Gefecht,  
Erfülltest deine Sendung durch die Tat  
Und ruhest in uns, sollendet und gerecht.

Hermann Serstner.

Volk für Heimat, Vaterland haben kämpfen lassen, ohne in rechter Weise dafür zu sorgen, daß diese Familienväter an dem Heimatboden, der Väter Land, den ihnen nach blutigem Kampf zukommenden Anteil erhalten? Oder werden alle Männer und Frauen in verantwortungsvollen Stellen, tapfer und in klarem Bewußtsein ihrer Pflichten und Ziele, für die Rasse und Aufgaben des deutschen Hauses, der deutschen Familie eintreten? Das ist des Deutschen Reiches Schicksalsfrage nach dem Kriege. O Mutter, diese Frage lastet schwerer auf mir als die, ob ich oder links oder rechts der Kanonier lebend und gesund aus dem Kriege zurückkommt. Glaube mir, hier in der Front zu kämpfen, dazu gehört weniger persönlicher Mut als zu dem Kämpfen um die wahre, rechtliche und sittliche Freiheit und Einheit im Innern nach dem Friedensschluß.

Viele wissen: dem Kampf mit dem Schwert in der Hand muß der Kampf des Geistes folgen, jener Kampf des deutschen Geistes gegen den fremden schädlichen Geist. In uns wohnt der Glaube an unsere Kraft, der Glaube an unsere Art! Wir werden uns durchsetzen! Wir glauben an ein Erwachen des deutschen Volkes auch in geistiger Beziehung und an ein rechtes Erkennen des Zieles. Eine neue deutsche Welt wird erstehen und ein neues Leben — ein deutsches Leben — wird sich den Weg bahnen.

\*

Paul Güngel,

geboren 19. Dezember 1892 in Altona,  
gefallen 23. Juni 1916 bei Fleury.

An die Klasse 4 o b des Gymnasiums Wandsbek.

Breskowitz, am 30. Dezember 1915.

Es waren im ganzen keine sehr frohen Weihnachten, die wir dieses Jahr in Serbien gefeiert haben. Wenn Ihr wissen wollt, wie, so will ich Euch erzählen, wie bei uns der Heilige Abend ausfiel. In einem elenden serbischen Nest hatten wir Quartier. Meine Gruppe in einem alten Pferdestall, durch den der Wind pfliff, wie er mochte. Als es dunkel wurde, setzten wir uns draußen, wie allabendlich, um unser Feuer, versuchten auch, unsere alten Weihnachtslieder zu singen, „Stille Nacht“ und „O Tannenbaum“, obwohl wir keinen hatten. Auch von der Heimat bekamen wir noch nichts, die Post kommt bei uns nicht so rasch nach. Das stimmte uns doch etwas trüb, denn trotz allem, was uns draußen Kameraden, die oft zu Freunden werden, bieten können: das Beste ist doch, was uns mit der Heimat verknüpft, jedes Wort und jedes Liebeszeichen, sei es noch so klein, das von dorthier kommt, wo unsere Gedanken und Wünsche fast in jeder Minute sind, auf dem Marsch und im nächtlichen Witz bei Sturm und Regen.

Darum danke ich Euch im Namen meiner Soldaten für Eure Gaben; für die Gaben nicht einmal so sehr, wie für das, was sie uns bezeugen: daß Ihr in der Heimat mit Euren Sinnen bei uns und mit Euren Hoffen und Eurer Zuversicht für uns tätig seid.

Euch, die Ihr noch so jung seid, ist es sicher der größte Schmerz, nicht auch hinaus zu können vor den Feind, und daß jeder Junge in der Heimat diesen begeistertsten Eifer in sich hat, ist gut. Der Wille wird uns die Kraft geben; es muß sein, um Euch, wenn Ihr herangewachsen seid, Ähnliches zu ersparen, damit Eure Kräfte frei werden für friedliche Arbeit. Uns, und vor allem zum Gedächtnis derer, die ihr Leben dabei lassen, sei das gesagt, ist es vergönnt, die Brücke zu bauen, welche Euch in die lichte Zukunft unseres Vaterlandes führen soll.

Das sind wir hier draußen innegeworden und möchten es in Euren Sinn eingraben wie in Erz, daß wir ein herrliches Vaterland unser eigen nennen. Wie mag es denen zumute sein, die für ein so trostloses Land kämpfen müssen, wie das ist, in dem wir hier augenblicklich stehen; ist Vaterland auch für sie etwas Höheres, Heiliges? Es scheint, wir sind doch unendlich

reicher, denn wir kämpfen für ein Gut, das den Einsatz des Lebens lohnt. Um so mehr den Einsatz aller Kraft, wie sie spätere Jahre von Euch fordern werden, wenn es gilt, Bausteine herbeizutragen, um auf neuem Grunde das Gebäude Deutschlands neu und noch schöner wieder aufzubauen. Das fordern wir von Euch, und dazu möchten wir Euch Mut machen; Ihr würdet dann würdige Kameraden derer sein, die jetzt ihr Blut geben.

\*

Ernst Hobby, Dr. phil., Gießen,  
geboren 10. August 1891 in Darmstadt,  
gefallen 18. August 1916 bei Pimf.

22. Dezember 1915.

Heute nacht ist Sonnenwende gewesen. Es war hier eine ganz wunderbare Stimmung. Erst war überall ein so unstetes, mildiges Licht und im Wald dazu die Schlaglichter von den riesig hohen Stämmen über den nur ganz fein gestreuten Schneestaub — dann war der Mond auf einmal durch den Dunst hindurch, und da war es wie Frühling, die Wiesen mit jungen Grasspitzen übersät, nur viel gleichmäßiger und dichter, ohne die dunklen Streifen und Punkte, die man im Frühjahr sieht, und die Bäume überdeckt mit unzähligen Blüten, wie wenn alle Kirschen und Aprikosen wären, und auch die Tannen, als ob die frischen Frühlingsspitzen daran säßen, und so still, so ruhig, ein Zauber über allem. Hier wir, drüben der Feind und dabei der Waldzauber, als wenn Friede wäre, wirklich Weihnachten. Dann kommt es einem wieder so unglaublich vor, daß man dasteht, oder stehen soll, um bei dem Feind auf den Augenblick zu passen, wo man ihn schädigen kann, und nicht der so viel größeren Gottesoffenbarung zu lauschen. Die Natur verkündigt die Liebe, und wir suchen den Haß; wir sind noch nicht so weit, fragt sich nur, ob wir einmal so weit sein werden? Darüber breitet die Natur nur ihr Lächeln — weist Du, wie die Mona Lisa mit dem unsagbar holdseligen und doch so zweideutigen Lächeln. Aber dann zieht sie ihre Schleier vor Sonne, Mond und Sterne und überläßt die Erde ihrem Dunst von Regen, Schnee und Unwetter. Das war unsere Sonnenwende heute nacht . . .

\*

Johannes Haas, stud. theol., Leipzig,  
geboren 12. März 1892 in Erfelde (Kr. Schleswig),  
gefallen 1. Juni 1916 vor Verdun.

20. Dezember 1915.

Aber doch, alter Freund, es ist Weihnachten. Noch nicht ganz. Ich weiß sogar nicht einmal, ob ich das Fest erlebe, glaube es auch kaum; denn vor oder in den Weihnachtstagen wird unsere Kompanie zwei feindliche Sappen stürmen und sich dann kanonieren lassen. — Weihnachten — „mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht“ — ein Bekennen; ein fröhliches Hoffen und Glauben an Licht, Wärme, Güte und Gnade. Ein Gleiches müssen auch wir tun. „Dennoch bleibe ich stets an dir!“ Todtrogend kämpfen, auch lebentrogend kämpfen, das ist das Weihnachten des deutschen Kriegers: „Wie an das Licht im Dunkel, so glaube ich trotz allem an dich, mein deutsches Volk. Und wenn der Völkerfrühling kommt, der Friede, dann will ich in dir und an dir arbeiten, was ich an Kräften hergeben kann, von ganzem Herzen, Willen und Verstand.“

Sieh, alter Freund, man fühlt, daß man notwendig etwas zu sagen hat, wirken muß, gleichsam eine Berufung hat. Deswegen möchte man leben, leben, um später einmal zu wirken. Das ist anders als Furcht vor dem Tode oder Liebe zu dem schönen, ach so schönen Leben. Aber es bleibt die bange Frage: Was kommt? Die Frage, der man immer wieder ins Auge sehen muß. Das ist Tapferkeit, ein immer wiederholtes Sich-

hingeben und Sichverleugnen. Verzichte, entsage, überwinde, mache dich frei! Das erfordert tagtäglich und stündlich sittliche Energie. Dann ist man mehr als ein gegen Gewehr- und Granatfeuer abgebrühter Mensch, dann ist man stündlich ein Kriegsfreiwilliger im edelsten Sinne des Wortes. So weiß ich, daß ich mein Leben und seinen Inhalt, seinen Beruf, jederzeit an den zurückgeben kann, der es mir anvertraute. Dann kommt die Frage: Wie wucherst du mit deinen Pfunden? Die Ewigkeitsfrage. Ich weiß wohl, daß ich wie viele, viele junge Menschen mehr hätte schaffen können; daher auch wohl die Sehnsucht nach Wirken und Schaffen. Aber es ist Weihnacht: „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Ich will gar kein Theologe mehr sein. Kindlich, demütig, fromm, das will ich sein. Lieber Freund, ich glaub', man wird doch einmal nach seinem Willen gerichtet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Mit andachtsvollem Herzen bin ich immer wieder in den lieben, alten Weihnachtsgeschichten, ahnend und schauend den himmlischen Vater der Gnade und Barmherzigkeit. So kann ich still und getrost meine Pflicht tun. — Ja, mein lieber Freund, wie manchem geht es wohl wie meinem kleinen Bruder! Der Krieg hatte ihn mächtig gepackt und gereift. Nun ist er glücklich, er hat Frieden, nie mehr wird sein Herz in schmerzlicher Sehnsucht schlagen. Der liebe, liebe Kerl! Wenn ich heimkehren sollte — ja, wenn ich heimkehren sollte — — —

\*

Walter Schmidt,  
stud. rer. nat., Tübingen,  
geboren 12. Oktober 1892 in Tutt-  
lingen,  
gefallen 16. April 1917 bei Laon.

Ende Dezember 1915.

Den Heiligen Abend verbrachten wir in der Feuerstellung, jeden Augenblick gewärtig eines Angriffs der Russen, die sich uns gegenüber an der Bzura verschanzt haben. Ich war dazu noch Wachhabender, und nie vergesse ich den Zauber dieser Nacht auf der unermesslich weiten Ebene im Scheine des Mondes. Viele Gedanken kamen einem da und kreuzten sich mit dem Gedanken all der Lieben, die in dieser Nacht an uns dachten. Schwarz und drohend lagen die Geschütze, aus einem beleuchteten Unterstand klang es trozig: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ — Das war unsere Weihnacht. Nichts Weiches, nichts Versöhnendes, mit dem Feinde Aug' in Aug'; und doch war es gut so, man wäre leicht zu weich geworden. Die Feiertage verbrachten wir in der Stellung. Gestern war Nasstag, und heute sind wir schon wieder in der Stellung. Erst dachte mich Weihnachten Hohn und Spott: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Aber freilich, es ist der Friede des Herzens gemeint, und den haben wir; wenn's auch in diesen Tagen das Gemüt mehr als sonst nach der Heimat zog, immer wieder sagten wir uns: Wofür wir hier kämpfen und entbehren, es ist die Gesamtheit, es ist gut, daß wir hier liegen, und wenn wir fallen, so ist's unsere schönste Vollendung. Das bringt den Frieden mit sich.

August Oberer,

geboren 27. August 1893 in Baihingerhof (Ost. Rottweil [Neckar]),  
gefallen 11. Juni 1918 an der Somme.

26. Dezember 1916, Weihnachten im Schützengraben.

Man rechnete auf einen wiederholten Angriff über Weihnachten. Doch der Gegner wollte nichts mehr. Unsere Artillerie hat ihm den Mut gewaltig gekühlt. So stand ich also am heiligen Weihnachtsabend, mit Handgranaten und Signalkatronen bewaffnet, vier Stunden in dem mit Wasser und Schlamm bis an die Knöchel gefüllten Graben, meine Gedanken weit weg, die Augen forschend nach der Silhouette des feindlichen Grabens gerichtet. Da trat plötzlich um 12 Uhr ein feierlicher Moment ein. Aus der Stellung unserer Reserven tönte vielstimmiger Weihnachtsgesang. Singen in Gottes freier Natur wie im Frieden, in Wirklichkeit 60 Meter vor dem erbittertesten Feind. War das möglich? Ich weiß von keiner solch erhebenden und feierlichen Stunde wie dieser. Nun getrauten sich auch einige Engländer, ein schönes Lied zu singen. Ach, es war Frieden mitten im Schlachtfeld, Friede, wie man ihn seit zweieinhalb Jahren nicht mehr kannte. Weder ein Infanterieschuß noch Artillerie störte diese Friedensnacht. In Andacht versunken, standen wir im Graben und lauschten dem Gesang.

\*

Otto Braun,  
geboren 27. Juni 1897 in Berlin,  
gefallen 29. April 1918 durch Gra-  
natvolltreffer bei Marcelcave.

Tagebuch, 24. Dezember 1917  
(Garmisch).

Eines ist mir jetzt klar geworden: Das Höchste, was ein Mensch im Leben erreichen kann, ist nicht Ruhm, nicht Glück, nicht einmal Größe, ja auch nicht, wie mir bisher das Höchste erschien, das Werk, sondern es ist nur: Vorbild werden, ein

Sagt es niemand, nur den Weisen,  
Weil die Menge gleich verhöhnet:  
Das Lebend'ge will ich preisen,  
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,  
Die dich zeugte, wo du zeugtest,  
Überfällt dich fremde Fühlung,  
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfängen  
In der Finsternis Beschattung,  
Und dich reizet neu Verlangen  
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,  
Kommst gestlogen und gebannt,  
Und zulezt, des Lichts begierig,  
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und solange du das nicht hast,  
Dieses: stirb und werde!  
Bist du nur ein trüber Gast  
Auf der dunklen Erde. Soethe.

solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt. In diesem Kriege habe ich immer wieder gesehen, was es heißt, Führer zu sein, was dies alles bedeutet, wie der Führer alles zu leisten imstande ist. Wodurch? Durch Sittensprüche, durch Lehren, durch vereinzelt Handlungen? Viel eher schon durch das, was man gemeinhin das gute Beispiel nennt, das heißt aber einfach: durch sein Sein, sein Gesein, sein Dasein. Gerade für das, wohin ich meinen Dämon dumpf mich drängen fühle, für die Gestaltung des Staates, scheint mir dies das Ausschlaggebende. Wichtig ist, den neuen Staat zu schauen, ihn vorzubereiten; wichtiger, ihn zu gründen, ihn zu festigen; das wichtigste aber, daß eine Gestalt ihn gewissermaßen verkörpert, ihm Atem gibt. Denn Lebendiges nur kann Leben schaffen. Mögen die Gesetze noch so gut, die Beamten noch so vortrefflich, der Wille noch so rein, die Fähigkeiten noch so glänzend, das Glück noch so gnädig sein, alles bleibt tot und stumm, wenn es nicht Farbe und Licht empfängt von der Gestalt großer Männer.

Aus: „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, „Deutsche Soldatenbriefe“ (Näheres S. 379) und „Otto Braun, Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten“.



# Der Offizier von 1939.

Von Oberstleutnant z. B. Matthaei.

Mit der Feuerprobe des polnischen Feldzuges und der übrigen Waffentaten der Wehrmacht in diesem entscheidungsreifen Herbst 1939 hat der deutsche Offizier von 1939 jene Bewährung erhalten, die das Leben und der harte Dienst des ersten Waffenträgers der Nation einmal von ihm fordern mußten — der Offizier, vom General bis zum Leutnant, und mit diesen auch der Unteroffizier. Es genügt heute nicht mehr allein die Beziehung auf die stolze Überlieferung eines ewigen deutschen Soldatenums: der Offizier von 1939, welcher, nach viermaligem unblutigem Einsatz für Großdeutschland, nun in Polen, am Westwall, zur See und in der Luft vor die Bewährungsprobe seines Lebens gestellt war, dieser Offizier hat eine eigene Prägung, die, bei der Erziehung und Ausbildung der Truppe im Frieden selten nur erkennbar, jetzt im Feuer erhärtet ward und erst im Schlachtenlärm sichtbar hervorbrach. Sie zeigte unvermittelt auch der weitesten Öffentlichkeit des Gesamtvolkes in seinen eindeutigen Unrissen und klaren Linien das Antlitz der Führer einer Berufsschicht, bei welcher die völkische Ausrichtung und die große Überlieferung, das fachliche Denken und Handeln und die Umachgiebigkeit einer stummen Pflichterfüllung die ersten und einzigen Voraussetzungen der Leistung sind. Niemals wohl in der deutschen Geschichte und in der Entwicklung anderer Länder und Völker hat sich ein Führerkorps so entschlossen zur Tat, so selbstverständlich in der Bewältigung der Aufgabe, so pflichterfüllt gegenüber der rassischen Gemeinschaft des eigenen Volkes und so hart gegen sich selbst in der Durchführung der Befehle des Führers gezeigt, wie das Offizierkorps der deutschen Wehrmacht in jenen jagenden Wochen und Monaten, die wir seit dem 1. September dieses Jahres mit stolzem und aufgeschlossenem Herzen von der Heimat aus mit erleben durften.

Die jugendlichen Generale in den fünfziger Lebensjahren, die im polnischen Feldzug so sichtbar hervorgetreten sind, bedeuten einen ausschlaggebenden geistigen und soldatischen Wert der Wehrmacht überhaupt. Wenn ein Generaloberst einen Strom durchschwamm, um zu seinen vordersten Teilen zu gelangen, wenn die leuchtenden Uniform- und Gradabzeichen der Generale oft ganz vorn bei den Truppen zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft zu sehen waren, wenn der Soldat sie neben sich im Feuer liegen oder auf der blanken Erde bivakieren sah, wenn die ruhige Sicherheit der Generale und Kommandeure in manchmal verzweifelt erscheinenden Gefechtslagen des polnischen Feldzuges immer den bestimmenden Einfluß auf die Kampfhandlungen behielt, so sind das Tatsachen, deren Auswirkung auf die Truppe und deren Geist greifbar und bildhaft waren und maßgeblich sein mußten. Aber ebenso und in der gleichen Haltung sah die Truppe den ihr besonders nahen Offizier der unteren Dienstgrade, den Leutnant und neben ihm den Unteroffizier.

Der schnelle Aufbau der Wehrmacht hat die Verjüngung des Offizierkorps und der Unteroffiziere aller Grade bis nach unten hin durchgeföhrt.

Zahllose Einheiten, nicht nur Züge, sondern vielmehr auch die Kompanien und gleichgeartete taktische Gefechtsinheiten wurden von den jungen Leutnanten und Oberleutnanten geführt. Die gesamte soldatische, menschliche und taktische Verantwortung für anderthalbhundert Mann lag und liegt so auf den Schultern von jungen Offizieren, die die ihnen fehlende längere Lebenserfahrung allein durch das Bewußtsein der Idee und durch einen hohen Grad von Selbstzucht, durch eine langjährige männliche Schulung und eine in der Not von Volk und Reich schnell reif gewordene innere Haltung zu

ergänzen vermochten. Ein verinnerlichtes Soldatentum wuchs heran, und sie wurden sich dessen bewußt, daß auch sie in der soldatischen Geschlechterfolge einmal die Aufgabe haben würden, mit der Waffe für Deutschland zu kämpfen.

Auf solcher Grundlage ist die straffe und klare seelische Haltung aufgebaut, die vor dem Ernst des Todes und vor der Verantwortung für die unterstellte Truppe keiner Mühenfordel und keines Schulerstückes mehr bedarf, sondern allein durch das Beispiel wirkt. In solcher Verfassung der jungen militärischen Führer liegt aber auch das Verhältnis des Offiziers zum Soldaten ohne Dienstgrad und zum unterstellten Unteroffizier begründet. Es beruht auf einem früh gereiften Ernst, auf einer selbstverständlichen harten Pflichterfüllung ohne große Worte über Einsatz und Opfer, auf der sicheren Erkenntnis der Staatsaufgaben und auf dem schon früh und erst recht als Offizier geübten tätigen Mitgehen mit dem heißen Drang der deutschen Jugend im großdeutschen Freiheitskampf. Ein sauberes innerliches Herrentum, welches im Offizier vorhanden sein muß, wenn er gehorchen und befehlen können will, war so von vornherein der Anerkennung der Untergebenen auch der älteren Jahrgänge sicher. Ausgezeichnet militärisch ausgebildet, ein Könner in seinem Handwerk, innerlich getragen von der Aufgabe seiner hohen Pflicht, geübt in Menschenkenntnis und Menschenführung, klar in seiner völkischen Ausrichtung, rassistisch ohne Tadel und durch Erziehung und selbsterlernte oder schulmäßige Bildung dem Soldaten überlegen, so war und ist der junge Offizier in verantwortungsvoller dienstlicher Stellung der rechte Führer seiner Soldaten, denen er zu jeder Zeit das Beispiel ihres Handelns durch sich selbst vorschreibt.

Mit Härte und mit leuchtendem Beispiel führte er die Menschen, packte sie und verpflichtete sie so zu der hohen Aufgabe, deren Erfüllung er selbst stündlich ihnen vorleben und vorsterben würde. Und im kameradschaftlichen Verkehr mit seinen Männern kommt dann jenes ideale Verhältnis wieder zum Durchbruch, welches König Friedrich, der seinen Soldaten wahrlich auch nichts schenkte, mit den Grenadieren des Siebenjährigen Krieges verband. Die Sorge um das Wohl der Truppe, die innerliche Selbstzucht ihres Führers, dessen sittlicher Kern in der rauschenden und blutigen Melodie des Krieges immer wieder hervorleuchtete, das macht das Verhältnis zu seinen Soldaten aus und erlaubte ihm auch zu weit älteren Reservisten jene saubere Kameradschaft, die in dem menschlichen Verständnis für den einzelnen, bei einem zünftigen Trunk und einem derben Scherz ihre landsknechtmäßige Befähigung findet.

Die Soldaten des Feldzuges 1939 sahen, daß ihre Offiziere, der junge Leutnant und Oberleutnant, immer die ersten am Feinde waren und leider auch oftmals ohne Not, und nur dem inneren Drange zum tapferen Beispiel folgend, sich dem feindlichen Feuer entgegenwarfen. Denn vor jedem Zuge der in Polen Gefallenen liegt mit stillem, bleichem Antlitz ein Offizier, und bei den besonders hartnäckigen Kämpfen vor Lemberg blieben in wenigen Tagen von dem Offizierkorps der fünf Bataillone einer Gebirgsbrigade vierzehn tot auf dem Schlachtfeld und zehn wurden schwerverwundet davongetragen: auf teilweise je fünfzehn Mann kam schon ein Offizier!

Die Wirkung solchen Einsatzes beweist das Ergebnis des Feldzuges. Sie bleibt in alle Ewigkeit.

Aus dem Dezemberheft der Zeitschrift „Die Wehrmacht“ (gekürzt).

Die  
heilige  
Wardierung.  
Radierung  
von  
Prof. J. von Belsen.



## Das Peitschchen.

Eine Weihnachtsgeschichte von Rudolf G. Binding.

Mit drei Originalzeichnungen von Rudolf Koch.



Als das Jesuskind durch Glorienzug — und es kamte wohl die ganze Welt —, kam es mit seiner Mutter in der großen Stadt Bert am Morgen eines Weihnachtstages an. Die ganze Straße war für das Fest gerüstet. Auf den Straßen drängten sich die Menschen, um auf den Märkten und in den Läden die neuzesten und letzten Herrlichkeiten zu erwischen, mit denen sie ihrer Angehörigen und ihrem Geirade am Abend eine Freude machen könnten. Vor der großen Kirche St. Baafs, die wie ein gewaltiger grauer Magnetberg über die Stadt und die Menschen emporragte, die Häuser um sich versammelt hielt und die Menschenströme in sich hinein zog, war ein Weihnachtsmarkt errichtet, und die Pfefferkuchentische, die Buden mit buntem Likören, mit Christbaumschmuck

und Kerzen, mit Zinnsoldaten und Zinnlöffeln, mit Pfeifen, Trompeten und allehand Kinderspielzeug standen hübsch in Reihen geordnet und einträchtig nebeneinander. Da es noch früh am dämmerigen Morgen war, die Leute vom Lande jedoch, um nichts zu versäumen und einen möglichst langen Tag des Betrachtens und Auswählens vor sich zu haben, schon in die Stadt hineinragten, brannten in allen Ständen über den Auslagen die Lampen, und die Verkäufer brachten die erste Ordnung in ihre Sachen, die der vorangegangene Tag etwas in Unordnung gebracht hatte. Gerade am Zugang zum Hauptportal der Kirche behauptete ein großer Spielwarenstand seinen Platz. Da waren Trommeln und Trompeten, Reiser und Kreisel, bunte Glaslücken, Puppen und Regal, kleine Männchen, die in Glasröhren in einer rosa Flüssigkeit auf- und niederstiegen, wenn man die Röhre in die Hand nahm, Mundharmonikas und winzige Drehorgeln, die das „Ehre sei Gott in der Höhe“ in kleinen Tönen vor sich gaben, wenn man leise die Kurbel drehte. Und gerade hing eine Magd ein buntes

Gedränge von blauen, roten und grünen Luftballons, alle eben neu mit Gas gefüllt und prall, daß sie knirschten, wenn sie aneinanderstießen, an der Ecke der Bude auf, und darunter hing sie ein ganzes Bündel kleiner Peitschen mit geflochtenen Schnüren aus weißem zartem Leder, gelben Schmißchen und bunten Stielen. Jeder Stiel endete in ein rotes Pfeisfchen aus Kirschenholz.

Im Hintergrund der Bude aber, hinter den langen Brettern und Tischen, auf denen alle die schönen Sachen ausgelegt waren, standen drei Kinder, so blond und auch wohl so alt wie ihr, denen diese Geschichte erzählt wird. Ihre Mutter war die Eigentümerin des Spielwarenstandes. Da sie zu so früher Stunde nicht auf Käufer hoffen konnte, war sie noch nicht zur Stelle, sondern hatte es der Magd überlassen, die Auslage zu besorgen; und diese hatte die Kinder mitgenommen. Da standen sie nun, und während sie teilnahmsvoll und neugierig guckten, wie die Magd immer neue Reichtümer und Herrlichkeiten auspackte und zum Verkauf ordnete, begannen in ihren Herzen Wünsche hin und her zu jagen, begehrliche und vergleichende Gedanken hin und her zu wogen und süße Qualen auf und ab zu ziehen, welcher Gegenstand von allen ihnen wohl am besten gefiele, damit sie ihn sich von ihrer Mutter selbst als Weihnachtsgabe ausbitten könnten. Denn das wußten sie vom letzten Jahr und gedachten es auch diesmal dahin zu bringen, daß ihre Mutter jedem von ihnen erlaubte, sich aus der Fülle der Dinge etwas herauszuvünschen. „Wenn es am Abend nicht verkauft ist“, pflegte dann die Mutter zu sagen; denn der geringe Erlös aus dem Spielzeug ließ es nicht zu, daß sie die Dinge von vornherein für sie beiseitestellte. Und dann zitterten die Kinder den ganzen Tag um den gewünschten Gegenstand, und jedesmal, wenn ein Käufer herantrat, stieg ihnen das Blut zu Kopf, und sie fühlten ihr Herz schlagen. Ging er dann weg, ohne, wie sie meinten, ihren Gegenstand entdeckt zu haben, waren sie glücklich. Aber beim nächsten wiederholte sich die Pein.

„Das vorige Jahr hatte ich mir eine Puppe gewünscht“, sagte das eine Mädchen, „aber nach wenigen Tagen zerbrach sie. Ich wünsche mir etwas anderes diesmal.“ Dann trat wieder Schweigen und Überlegen ein. Keines wollte sich verraten.

„Eigentlich wäre ein Kreisel sehr schön“, sagte das ältere Mädchen, „er zerbricht nicht. Ich sehe Dinge gern, die tanzen und sich drehen.“ Alle drei guckten nach einem großen Haufen buntemaltes harter Kreisel, die eben aus einem Sack hüpfen, den die Magd auf den Tisch stülpte.

„Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitsfchen dazu“, sagte die Älteste, die mit sich im reinen war.

Die andern fanden die Idee auf einmal herrlich. „Ich wünsche mir auch einen Kreisel und ein Peitsfchen“, sagte das zweite Mädchen, als ob sie nicht gesonnen wäre, zurückzutreten.

„Ich auch“, sagte der Junge, dem es genug war, daß die älteren Schwestern entschieden hatten. Und alle drei guckten eifrig und prüfend nach dem Haufen Kreisel auf dem Tisch und nach dem Bündel Peitsfchen, das von der Ecke der Bude herabhing.

„Während der Kreisel Schwung hat und sich dreht, kann man pfeifen“, bemerkte der Junge und fand dies sehr beachtlich. Das Pfeisfchen am Peitsfchenstiel mußte doch seinen Sinn haben. „Und dann versetzt man dem Kreisel wieder einen. Und dann pfeift man wieder.“

„Wer am besten kreiseln kann, kann am besten pfeifen“, sagte die Älteste.

„Wenn wir alle drei zugleich pfeifen —!“ Dies sagte die Jüngere, sah mit großen Augen in die Ferne und hatte offenbar eine wundervolle Erscheinung.

Während sie so schwafelten, kam inmitten der Menge des Volkes, das der Kirche zuströmte, das Jesuskind daher. Es war damals schon größer und saß rittlings auf dem treuen Esel, der von den vielen Fahrten — nach Ägypten und in aller

Welt umher — nicht mehr ganz frisch war und mit kleinen andächtigen Schritten in der Menge trippelte. Dem Jesusknaben ging das zu langsam. Vergebens zaufte er das Eseltier mit seinen kleinen Händen im zottigen Fell, stieß es mit den Beinchen in die Seiten oder suchte es durch kleine Zurufe zu ermuntern. Der Esel blieb in seinem Gang, und die Jungfrau Maria, die lächelnd hinter ihrem Kinde schritt, trieb ihn nicht an.

Wie sie nun in diesem Aufzuge, oftmals gehemmt durch ein sanftes Stehenbleiben des Tieres, vor dem Spielwarenstande anlangten, gewahrte Jesus an der Ecke das Bündel Peitsfchen, ergriff, indem er seinen Esel darunter hinwegtrieb, als rechter Herr der Welt eines am Stiel und zog es ohne viel zu fragen aus der Schlinge, in der es mit seinen Kameraden aufgehängt war. Dann schwang er es lustig über seinem Reittier.

„Halt! Nicht!“ rief die Magd, und auch die Kinder wollten Halt! Nicht! rufen und kraussten die Gesichter. Aber sie brachten keinen Ton aus den Kehlen. Das Jesuskind blickte sie nur aus seinen unergründlichen Augen einmal freundlich und sieghaft an. Da war es, als ob es um sie geschehen wäre. Der Atem stockte ihnen, alle drei griffen nacheinander, als mußten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bangigkeit der Herzen folgten sie mit den Augen dem wundersamen Knaben, der sie mit einem einzigen Blick in seinen Bann getan hatte, wie sie wohl selbst ein paar Wasserkäfer in ein Glas steckten.

„Wer ist denn das?“ fragten sie einander leise, ohne sich anzusehen. Und als nun gar noch eine überirdische hohe Frau an ihnen vorüberzog und sie mit einem seltsam fremden Gruß zu streifen schien, und es ihnen so ganz weihnachtlich zumute wurde, da sagte die Älteste vorsichtig:

„Es könnte beinahe das Christkind gewesen sein.“

„Was du nur immer hast!“ sagte die Jüngere und war dabei froh, daß ihr die Schwester eine plausible Erklärung für den Zustand ihrer Sinne unter den Fuß gegeben hatte; „natürlich war es das Christkind! Einem andern Kind hätten wir das Peitsfchen doch gar nicht gelassen.“

„Welches war das Christkind?“ fragte der Junge, der sich selbst noch nicht begriff. „Wenn ihr es gesehen habt, will ich es auch gesehen haben.“

„Das auf dem Esel“, sagten die beiden andern nun sehr bestimmt, da sie ihren Vorsprung fühlten.

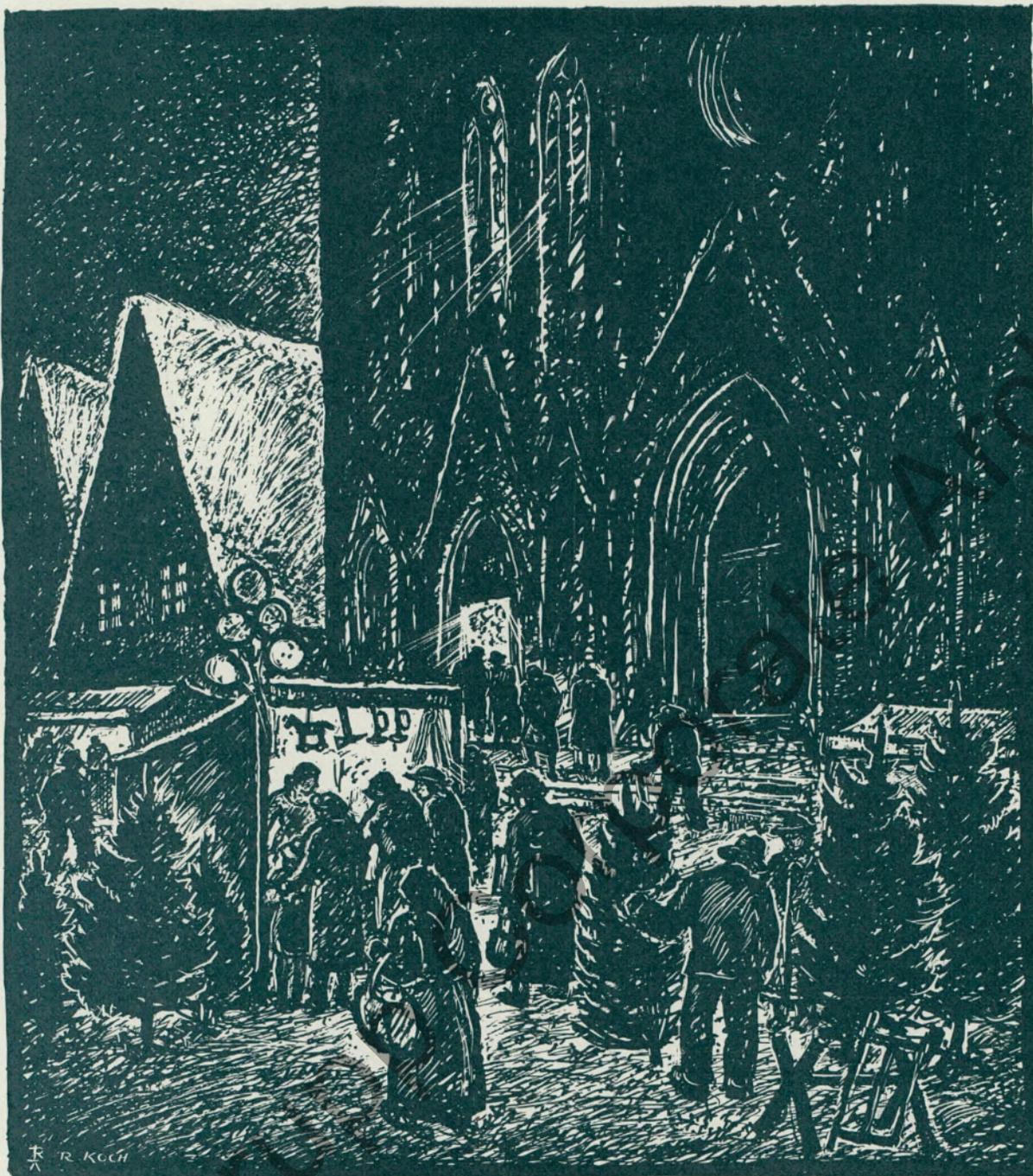
„Das auf dem Esel? Ja!“ sagte der Knabe. „Wenn es nicht das Christkind gewesen wäre, hätte es ja auch das Peitsfchen gar nicht nehmen dürfen.“

„Besonders hätten wir aber doch einem andern Kind das Peitsfchen gar nicht gelassen“, sagte das zweite Mädchen wieder. „Und wir mußten es ihm doch lassen.“

In diesen Worten fanden die Kinder eine vollkommene Sicherheit, und alle drei waren so gewiß, das Christkind von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, wie es gewiß war, daß sie die Kinder ihrer Mutter waren. Und dann kam ihnen immer wieder der wundersame Blick des schönen Knaben, der Gruß der hochgewachsenen Frau wie in einem verklärten Schein zurück und erfüllten sie mit einer geheimnisvollen Erregung. Die Morgenglocken von St. Baafs erklangen feierlich über ihnen, und der Weihnachtstag mit seinen Wundern zog herauf. Die Kinder hatten den Christusknaben gesehen, und wer es ihnen bestritten hätte, den hätten sie mitleidig ausgelacht.

Da kam die Mutter. „Mutter, wir haben das Christkind gesehen!“ riefen sie alle drei. Aber es war ihnen gar nicht lieb, als ihre Mitteilung nicht recht verfiel, die Mutter vielmehr nur belustigt schien und sagte: „So? Da habt ihr was Rechtes gesehen! Und was wünscht sich nun jedes zu Weihnachten?“

Daß das Christkind das Peitsfchen genommen hat, sagen wir jetzt besser nicht, dachten die drei und antworteten lieber auf die Frage ihrer Mutter. „Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitsfchen“, sagte die Älteste. „Und ich auch“, sagte die Jüngere. „Und ich auch“, der Junge.



„Wenn es am Abend nicht verkauft ist“, erwiderte die Mutter und betrat den Stand. Die Käufer drängten sich, der kurze Tag brach an, die Lampen wurden gelöscht, und auch für die Kinder verschwanden die Ereignisse des Morgens im Grau des Tageslichts und im Gesumme des geschäftigen Treibens auf dem großen Markt. Zudem begann die Qual der Erwartung sie zu bewegen und zu erfüllen, ob denn für jedes am Abend ein Kreisel und ein Peitschchen übrig sein werde. Und dies alles beschäftigte sie zu sehr, als daß sie an anderes hätten denken mögen. Jedesmal, wenn ein Käufer herantrat und einen Kreisel oder ein Peitschchen verlangte, gab es in drei kleinen Herzen drei kleine Stiche, und wenn einer einen Kreisel mitsamt einem Peitschchen kaufte, waren die drei Stiche in den drei Herzen noch deutlicher fühlbar.

Aber ihre Qualen wurden immer größer und ihre Gesichter immer länger. Der hochgetürmte Haufen von Kreiseln nahm reisend ab, und das dicke Bündel Peitschen wurde schwächling und schwächtinger. Noch einmal schüttelte die Magd einen Sack

Kreiseln auf den Tisch, und noch ein Bündel Peitschen wurde an der Ecke der Bude aufgehängt. Dann war der Vorrat erschöpft. Die Kinder merkten gar nicht, daß auch die Puppen weniger wurden und die Trommeln und die Glasröhren mit den steigenden Männchen und die Spieldosen und die Bälle. Als der Tag vorüber war und die Stände überall geschlossen wurden, war in dem ihren alles ausverkauft. Nur drei Kreisel, die ganz allein aus der Fülle der Dinge übriggeblieben waren, lagen verlassen an der Stelle, wo der Haufen gewesen war. Aber kein Peitschchen mehr war da, sie anzutreiben, und so schienen sie völlig nutzlos und überflüssig.

Die Mutter überblickte ihren Stand, freute sich des flotten Geschäfts und guten Erlöses, den ihr der Tag gebracht, und hatte die Kinder ganz vergessen. Jetzt bemerkte sie sie wieder, wie sie traurig dasaßen und ihnen das Weinen nahe war.

„Nun? — Was ist?“ fragte sie. Aber das war schon wie ein Stöß. Die Kinder brachen in helle Tränen aus, und schnelle Perlen rollten unaufhaltsam über ihre Mittel.



„Nun haben wir kein einziges Peitschchen“, jammerten sie durcheinander; „was sollen uns jetzt die Kreisel!“ Die Mutter rückte zwischen sie, wußte aber noch keinen Trost.

„Und das letzte Peitschchen hat uns das Christkind auch noch weggenommen!“ klagte der Junge.

„Das Christkind — —?“ fragte die Mutter.

In diesem Augenblick öffneten sich, langsam und weit, die Flügeltüren am Hauptportal von St. Baafs, was sonst nur bei den feierlichsten Gelegenheiten geschah; denn die Menschen gingen seitlich durch zwei kleine Pforten ein und aus. Die Flügeltüren öffneten sich, und heraus trat die überirdische Frau, die in der Frühe die Kinder so seltsam begrüßt hatte.

„Das ist sie, die mit dem Christkind war!“ flüsterten die Kinder und krochen eng an ihre Mutter heran. Und während alle vier kein Auge von der Gestalt verwenden konnten, schritt diese ruhig auf den leeren Verkaufsstand zu, und der Weihnachtsschauer ging vor ihr her. Wieder wie am Morgen stockte den Kindern der Atem, wieder griffen sie nacheinander, als müßten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bedrängnis der Herzen ergaben sie sich, daß ihnen etwas widerführe, was ihnen nie wieder in ihrem Leben widerfahren würde. Die Frau aber trug das Peitschchen in der Hand, das Jesus in der Frühe aus dem Bündel an der Ecke der Bude herausgezogen hatte, reichte es mit einer unnachahmlichen Bewegung der Mutter hin und sprach: „Dies Peitschchen gehört wohl in diesen Stand.“

Darauf streifte sie Mutter und Kinder mit ihrem wunderbaren Gruß, wendete sich und trat, wie sie gekommen, in die große Kirchentür zurück, deren Flügel sich hinter ihr schlossen.

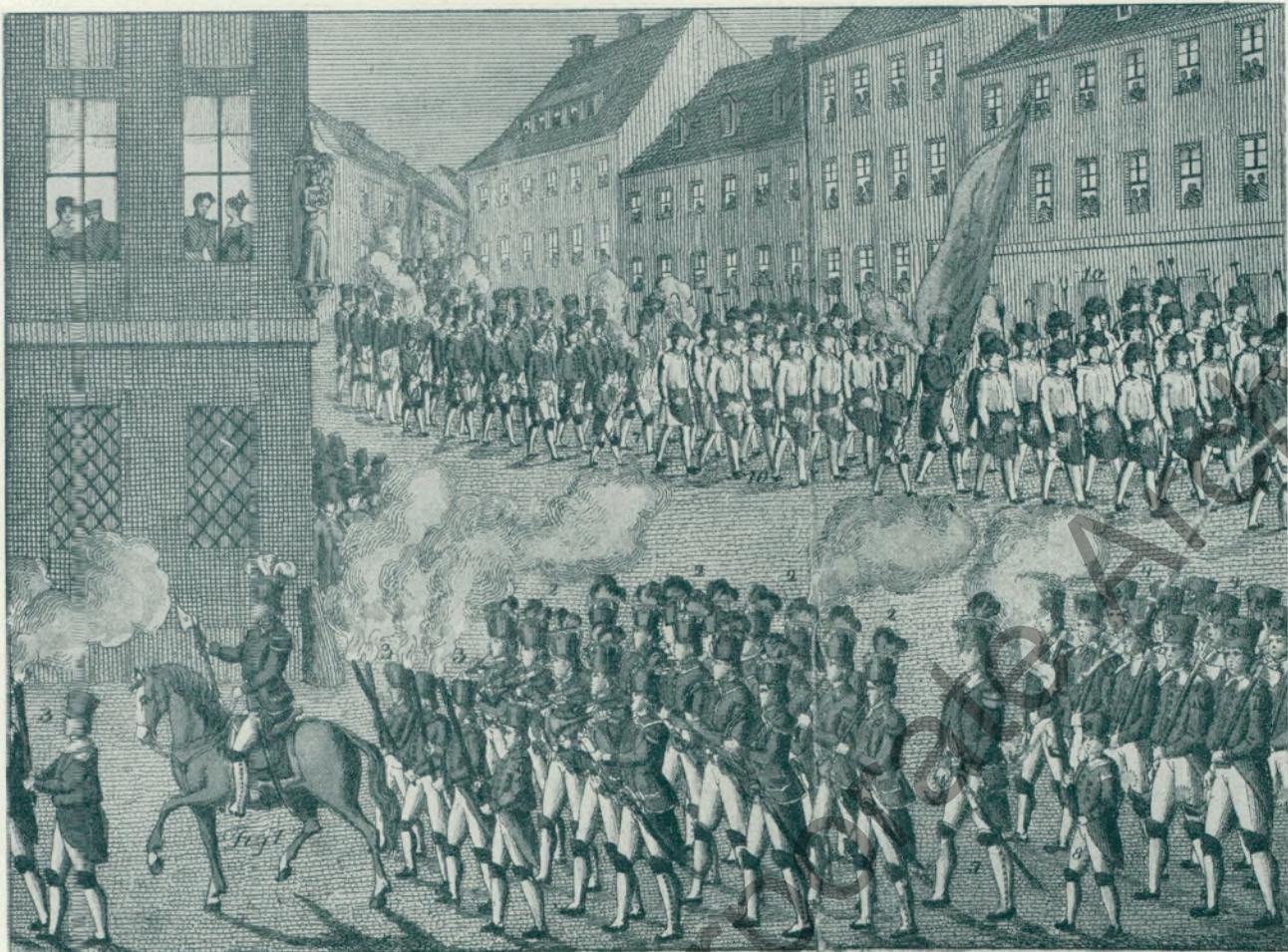
Den Kindern war es eng und heiß und doch auch wieder weit und frei, und obzwar sie anfänglich etwas enttäuscht schienen wie über ein halbes Glück, ging ihnen doch bald der Sinn auf: daß sie nämlich nun gar kein Peitschchen hätten, weil es längst mit den anderen verkauft worden wäre, wenn das Christkind ihnen nicht am Morgen dieses Tages eines weggenommen hätte. Da wurden ihre Augen hell, und sie sahen einander an.

Die Mutter küßte ihre Kinder. Wie auf Verabredung ergriff jedes einen der drei Kreisel, alle drei faßten das Peitschchen an, als ob es ein langer Spieß gewesen wäre, und so trugen sie ihre Geschenke in einem glücklichen kleinen Triumphzug nach Hause.

Mit dem Peitschchen hatte es aber eine besondere Bewandnis. Denn obgleich ein Peitschchen für drei Kreisel und drei Kinder reichlich wenig schien, so entstand doch nie ein Streit darum. Es wurde den Kindern wie zu einem Wahrzeichen, daß Menschen alles miteinander teilen können.

Seit jener Zeit geht in Flandern eine Redeweise.

Wenn mehrere so recht miteinander einig sind, sagt man wohl von ihnen: Ach, die! die haben ein Peitschchen miteinander.



Der „Bergaufzug“

„eine festliche Veranstaltung zu Ehren fürstlicher oder anderer Personen bei ihrer Anwesenheit in Bergstädten, beim Avancement hoher Bergbeamten und in schlichterer Form beim Begräbnis eines jeden Bergmannes“. Der Zug beginnt mit einem Corps „Hautboisten“ (2), die von einem berittenen Bergbeamten (1) geführt werden, dem eine Reihe Fackelträger (3) folgt. Es schließen sich an die Zimmerlinge (4), dann die Fahne des Reviers (5), hinter ihr die Berghauer, Silberhüttenleute, Amalgamierer, Blauschmelzarbeiter und schließlich die Bergakademisten. Aufzüge dieser Art werden von dem Oberberghauptmann zu Pferde angeführt, der mehrere Adjutanten um sich hat und durch diese seine Befehle erteilt. Ein Knappschaftsältester oder auch ein Offiziant trägt auf einem sammtnen Kissen Schlägel und Eisen vor Silber, als die Bergwerkeinsignien; ein anderer nach Befinden ein Gedicht und noch andere Tröge mit Erz.“

Aus „Der belehrende Bergmann“, Pina 1830.

## Kameradschaft im Bergbau, eine der Grundlagen deutscher Sozialpolitik.

Von Dr. Helmut Gumbel.

Man ist gewohnt, Sozialpolitik als einen Fragenbereich zu betrachten, der erst mit der Wirtschaftsverfassung des industriellen Zeitalters auftauchte und nach einer Lösung verlangte. Man erinnert sich, daß die allgemeine Sozialversicherung in Deutschland noch gar nicht so alt ist, daß sie erst im Jahre 1881 durch eine Kaiserliche Botschaft zur Wirklichkeit wurde und in den rund sechzig Jahren ihres Bestehens manche Krise durchzustehen hatte und mancher Veränderung unterworfen war. Mit dem Beginn der hochkapitalistischen Wirtschaftsperiode setzte im Anfang des 19. Jahrhunderts zuerst in England, dann auch in Deutschland der Gedanke an sozialpolitische Gesetze sich durch, die sich allerdings jahrzehntelang vor allem auf den Kinder- und Frauenschutz und auf die Begrenzung der Arbeitszeit beschränkten. Deutschland erkannte als erster Staat, daß jeder Arbeitende gegen Krankheit, Unfall und Invalidität geschützt werden müsse.

Diese Erkenntnis hat sich dann in überraschend kurzer Zeit in der Allgemeinheit durchgesetzt. Dem arbeitenden Menschen wurde der Gedanke einer allgemeinen sozialen Versicherung eine Selbstverständlichkeit, denn die Sicherung gegen Krankheit und Unfall, gegen Invalidität und Tod ist für jeden, der einen Beruf ausübt, eine gebieterische Notwendigkeit geworden, ohne die das heutige Arbeitsleben nicht mehr denkbar ist.

Die Eigenart des Bergbaues sowohl hinsichtlich seiner Gebundenheit an die Fundstätten von Erz und Kohle und Mineralien als auch hinsichtlich der Besonderheit der Arbeit an jedem einzelnen Betriebspunkt bringt es mit sich, daß gerade in diesem Beruf der Schutz- und Versicherungsgedanke bis tief ins Mittelalter zurückreicht. Der Bergbau war es, der wieder und immer wieder versuchte, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen, und der es auch in hohem Maße erreichte, den Schutz für die Mitglieder seines Standes zu verwirklichen.



Häuer  
und  
Steiger.

Links: Ein Häuer im  
Arbeitskleid mit Filzhut  
und Grubenmittel. Mitte:  
Häuer im Paradekleid mit  
grünem Schachthut, Pa-  
radekittel und Bergparade.  
Rechts: Steiger mit Puff-  
jacke und Berghacke.

Aus „Der belehrende  
Bergmann“.

Neben den Zünften war es vor allem der Bergbau, der auf ständischem Zusammenschluß aufgebaut war, der die Notwendigkeit einer Berufsgeschlossenheit betonte und anerkannte, der in Konsequenz dieser Erkenntnis sich genossenschaftlich organisierte und sich damit die für seine Mitglieder notwendige Freiheit sicherte. Der Bauer geriet im Mittelalter immer mehr in Abhängigkeit von seinem Arbeitgeber, er sank hinunter in Hörigkeit und Leibeigenschaft. Der Bergmann dagegen bewahrte sich seine Freizügigkeit, er ließ sich das Recht nicht nehmen, sich überall da niederzulassen, wo es ihm beliebte. Daß er um dieses Recht kämpfte, hing mit der Eigenart seines Berufes zusammen: er konnte ja nicht an jedem beliebigen Ort Bergmann sein, er war auf die Fundstellen der Kohle oder des Erzes angewiesen. Wurde irgendwo ein „Berg sündig“, so frömten die Bergleute an die-en Platz. So kam es, daß Orte, in deren Bereich Bodenschätze entdeckt wurden, in kurzer Zeit zu Städten anwuchsen. Daß trotz dieser Zuwanderung fremder Menschen die Ordnung dieser Gemeinwesen nicht gestört wurde, ist zum großen Teil auf die straffe Berufsorganisation im Bergmannsstand zurückzuführen, die sogar eine eigene Gerichtsbarkeit besaß. Wenn man weiß, daß am Ende des 15. Jahrhunderts eine sächsische Stadt infolge der Entdeckung weiterer Bodenschätze in ganz kurzer

Zeit einen Bevölkerungszuwachs von rund 8000 Menschen bekommen hat, so kann man sich vorstellen, was eine reibungslose Unterkunft und Verpflegung dieser Menschen in der damaligen Zeit bedeutete.

Man kann auch verstehen, daß derartige Ansammlungen großer Arbeitermassen schon früh soziale Fragen aufwarfen, die in irgendeiner Art gelöst werden mußten. Die Zusammendrängung vieler Arbeiter auf engem Raum, Arbeitseinstellungen in großem Maßstab, Wohnungsforgen, Lohnstreitigkeiten, Straffälle, technische und Sicherheitsprobleme: das alles mußte — sollte der Arbeitserfolg auch nur einigermaßen erreicht und gewährleistet werden — in der besten Art und ohne lange Zeitinanspruchnahme nach gerechten Grundsätzen erledigt werden.

Hier half vor allem die Berufsgeschlossenheit, welche die Vereinigung schwebender Fragen wesentlich erleichterte. Aus ihr erwuchs dann auch ganz selbstverständlich der Gedanke der gegenseitigen Hilfeleistung. Gerade die Gefahren der bergmännischen Tätigkeit machten den Ausbau einer für alle vorhandenen Versorgungseinrichtung zum eisernen Zwang. Der einzelne Bergmann, der krank wurde oder dem in der Grube ein Unglück zustieß, konnte sich nicht aus eigenen Mitteln weiterhelfen, er verdiente nicht so viel, daß er gegen



### Höhere Bergoffizianten.

Rechts: Der Knappschaftsälteste. Mitte: Ein Bergmeister. Links: Der Oberberghauptmann.

Aus „Der belehrende Bergmann“, Pirna 1830

alle Zufälle, die ihm schaden konnten, aus eigener Kraft sich hätte helfen können. Man kam deshalb schon sehr früh — im Gegensatz zu anderen Berufen — zur Schaffung von sogenannten knappschaftlichen Kassen, die eine Art von Zwangsversicherung darstellten. Sie waren vom sozialen Gedanken getragen und sollten vor allem die wirtschaftlichen Auswirkungen von Unglücksfällen erleichtern. Fast allgemein im deutschen Bergbau wurden die Büchsenpfennige von den Knappschaftskassen eingezogen, zu denen weitgehend Stiftungen und freiwillige Spenden kamen. Die Arbeitsfähigen, die im Erwerb Stehenden erkannten frühzeitig, daß es ihre Pflicht war, für die Verunglückten, die Invaliden, die Kranken und Stichen zu sorgen.

Die älteste deutsche Kassenordnung für die Knappschaft von Goslar aus dem Jahre 1538 beweist schon durch ihr Datum, daß die aus der Berufsgeschlossenheit erwachsene Zwangsversicherung mit dem Ziel der gegenseitigen Hilfe im Bergbau zu einer Zeit in Kraft war, in der noch nicht einmal die bescheidensten Anfänge einer sozialen Gesetzgebung vorhanden waren. Der Bergarbeiter hatte hier eine bahnbrechende, zukunftsweisende Aufgabe in Angriff genommen, die heute in ihrer Verallgemeinerung zum Bestand jedes Kulturvolkes geworden ist. Selbstredend waren die Einrichtungen, die

Lastenverteilung und vieles andere noch nicht so ausgebaut, wie das heute der Fall ist. Die Heranziehung des Arbeitgebers zur Lastentragung blieb einer späteren Zeit vorbehalten, früher brachte der Bergmann selbst das ganze Geld auf, das zur Sicherung seines Standes in Unglücksfällen notwendig war. Nie aber wurde diese Versicherung eine Versorgung durch den Arbeitgeber, immer hat der Bergarbeiter selbst seinen Teil zu diesem Hilfsfonds beigetragen, der später durch Freikure der Gewerke und schließlich durch anteilmäßig festgesetzte Zuwendungen der Gewerkschaften seine heutige Form erhielt.

Die Arbeiter, welche in den einzelnen Gewerkschaften zusammengeschlossen waren, hatten früher als Gewerke ein Anrecht auf Miteigentum am Bergwerk, sie fühlten sich dadurch wesentlich enger ihrem Beruf verhaftet, als das heute bei den meisten Berufen der Fall ist. Sie sorgten deshalb auch dafür, daß kein Außenseiter die Berufsinteressen störte. Jeder Angehörige der Gewerkschaft mußte in der Knappschaftsrolle eingetragen sein, um den Einbruch Berufsfremder zu verhindern. Diese Eintragung in die Knappschaftsrolle kam in mancher Beziehung als ein Vorläufer des heutigen Arbeitsbuches angesprochen werden. Die Beibringung einer Gesundheitsbescheinigung, die früher schon vom Bergmann ver-



Lichtbild: Hallensleben - Vereinigte Stahlwerke AG.

### Neuzeitliche Sozialpolitik im Bergbau.

Während der Vater seine „Schicht verfährt“ wird der Nachwuchs betreut.

Kindergarten der Schachtanlage „Minister Stein“, Gelsenkirchener Bergwerks-AG.

langt wurde und von welcher der Eintritt in die Knappschaft abhängig war, mutet ebenfalls ganz modern an. Auch daß die Mitgliedschaft von der tatsächlichen Ausübung des Berufes abhängig war, gehört zu den Dingen, die unserer heutigen Zeit erst wieder ganz geläufig geworden sind.

Die Mitgliedschaft in der Knappschaft ging verloren, wenn ein Bergmann vor Eintritt der Invaliddität die Bergarbeit aufgab oder aus einem besonderen Grunde davon ausgeschlossen wurde. Darin enthielten auch die Vorteile, die ihm und seiner Familie diese Versicherung brachte. Die Büchsenpfennige, später das Büchsegeld, waren in ihrer Höhe in den einzelnen Bezirken verschieden. Im Bezirk des Essener-Verdenschen Bergamtes zum Beispiel betrug das Büchsegeld den sechzigsten Teil des Monatslohnes. Dazu kam das Freischichtgeld, das nach Art der Tätigkeit gestaffelt war. Das Freischichtgeld mußte gewöhnlich von einem bestimmten Alter (25 Jahre) an entrichtet werden. Wurde ein älterer Bergmann in den Knappschaftsverein aufgenommen, so hatte er die Beiträge entsprechend nachzuzahlen.

Befreiung von der Beitragszahlung trat nur ein bei Kriegs- und Militärdienst, bei anerkannten Krankheiten und bei Arbeitsausfall durch Feierschichten. Die eingezahlten Gelder verblieben der Knappschaft auch dann, wenn ein Bergmann freiwillig oder zwangsweise aus seinem Beruf ausschied.

Welche Vorzüge brachte nun diese Knappschaft dem Bergmann, welche Leistungen verbürgte sie ihm? Im Fall der Krankheit erhielt er Krankenschichtlohn für jeden Wochentag. So bestimmte zum Beispiel die Brandenburgische Verordnung von 1715: „Und so ein Arbeiter in der Gruben oder anderer Gewerken Arbeit, an Gliedmaßen, Arm oder Beinbrechen oder dergleichen Fällen Schaden nimmt, so soll demselben von

den Zechen ... acht Wochen das Lohn- und Arztgeld folgen.“ In den ersten acht Wochen wurde ihm das volle, in den weiteren Wochen das halbe Freischichtgeld ausbezahlt. Daneben stand ihm freie Behandlung zu durch den dazu bestimmten Bergwundarzt, und zwar für alle Krankheiten und Schäden, die er sich in seiner Berufszeit zugezogen hatte. Ferner hatte er Anspruch auf freie „Arznei“. In Bedürftigkeitsfällen gewährten die meisten Knappschaftskassen noch eine Sonderunterstützung. Die „Schurköllnische Berg-Ordnung“ hatte unter anderem der Knappschaft die Verpflichtung auferlegt, daß „armen Bergleuten etwas zur Bekräftigung eines Häusgens oder sonstigen gewissen Stückes etwas um jährliche Verzinsung vorgekehrt“ werde, sofern Vorrat in den Knappschaftsläden vorhanden war.

In einer festgesetzten Höhe gab es daneben Invalidengeld. Konnte sich der Invalide auf Grund seiner teilweisen Arbeitsfähigkeit noch das Doppelte des Invalidengeldes selbst dazu verdienen, dann wurde dasselbe auf die Hälfte ermäßigt. Kam ein Bergmann bei seiner Arbeit zu Tode, erhielt die Witwe eine Sonderunterstützung in Höhe von 48 Schichtlöhnen, ferner zwei Drittel des Invalidengeldes bis zu ihrer Wiederverheiratung. War die Witwe sehr viel jünger als der Bergmann, so erhielt sie das Wittwengeld nur dann, wenn für sie eine besondere Zusatzversicherung abgeschlossen worden war. Ferner gewährte die Knappschaft freien Schulunterricht für alle vor der Invaliddität lebenden Kinder und für Waisen, daneben gab es Kindergeld für Kinder unter 15 Jahren. Auch die Begräbniskosten für verstorbene Bergleute und Invaliden wurden von der Knappschaft getragen.

Sieht man sich diese einzelnen Bestimmungen einmal genauer an, so muß man erstaunt feststellen, daß in ihnen sehr

Bergjungeleute  
in der  
Lehrwerkstatt  
der  
Zechen „Fürst Hardenberg“  
(Gelsenkirchener Bergwerks-AG.,  
Gruppe Dortmund).

Lichtbild:  
Hallensleben - Vereinigte Stahlwerke  
AG.

vielfaches, „neuzeitliches“ sozialpolitisches Gedanken- gut lebt. Wie viele von uns wußten vor zwanzig Jahren etwas von Überalterung? Die Knappschaftsordnungen früherer Jahrhunderte hatten diese Gefahr richtig erkannt. Die Vorschriften über den Beginn der Beitragspflicht in einem bestimmten Lebensalter, die Nachzahlungspflicht für ältere Bergleute, die Pflicht zur Zahlung von Zuschlägen für diejenigen Bergmänner, die in vorgerücktem Lebensalter jüngere Frauen heirateten: all diese Bestimmungen wollen einer Überalterung vorbeugen und versuchen eine möglichst gerechte Lastenaufteilung unter allen im Bergbau Beschäftigten.

Heute wird darauf gesehen, daß ein einmal ergriffener Beruf nicht mehr verlassen wird, sondern daß der einzelne es in diesem Beruf zur höchsten Tüchtigkeit und Leistung bringt. Diesem Ziel dienen zum Beispiel die jährlich stattfindenden Berufswettkämpfe unserer Jugend. Dieser Gedanke ist nicht so neu, wie er scheint. Er schwebte auch dem Bergbau in früheren Jahrhunderten vor. Die Versicherung war absichtlich nur auf einen Beruf abgestellt, mit einem Berufswechsel gingen die Vorteile der Versicherung verloren. Besondere Pflege ließ man außerdem der Berufssehre, dem Berufsstolz, der Berufstüchtigkeit und der Berufstetigkeit angedeihen.

Der Grundsatz, der heute jedem Deutschen im Fleisch und Blut übergegangen ist: Hilfe aller für alle, Einsatz der Allgemeinheit, um Bedürftigen und Notleidenden zu helfen, ist dieser Grundsatz nicht bereits im Bergmannsberuf vor Hunderten von Jahren verwirklicht worden? Gerechte Lastenverteilung, aufgebaut auf einem Gemeinschaftsgefühl, das um die drohenden Gefahren weiß, Heranziehung aller, um jedem einzelnen die erforderliche Unterstützung im Bedarfsfall zuteil werden zu lassen, das war die Grundidee der Knappschaftsversicherung. Die Art der Arbeit unterm Tage hat sich zur Verwirklichung dieser Gedanken weitgehend beigetragen.



Der wieder zu Ehren gekommene Begriff der Kameradschaft war im Bergbau von jeher Grundbedingung jeder Tätigkeit. Bei keinem anderen Beruf kommt es so auf das Zusammenspiel, den Zusammenhalt einer Gruppe von Arbeitskameraden an wie gerade beim Bergbau. Da mußte Hand in Hand gearbeitet werden, damit alles klappte, da mußte sich einer auf den anderen unbedingt verlassen können, damit jede Möglichkeit einer Gefahr erkannt und rechtzeitig abgewehrt werden konnte, da mußte Disziplin gewahrt und eine vernünftige Einordnung vorgenommen werden in den jeweiligen Beschäftigungsprozeß, wenn nicht neben der Arbeitsleistung auch das Leben und die Gesundheit sämtlicher Kameraden gefährdet werden sollten. Das Wort „Kameradschaft“ kommt häufig in mittelalterlichen Bergbauschriften vor und bedeutet dort eine kleine Gruppe von Berufstätigen im Bergbau, die an irgendeiner Stelle — meist unterm Tage — zur gemeinsamen Erzielung eines Arbeitserfolges eingesetzt wurden. Wenn man die strengen Bestimmungen nachliest, die zum Beispiel gegen übermäßigen Alkoholgenuß oder gegen das ungerechtfertigte Einlegen von Feierschichten und „blauen Montagen“ erlassen wurden, so kann man diese Bestimmungen nur aus der Sorge um die Sicherheit der Belegschaft verstehen. Ein Arbeitskamerad, auf welchen infolge starken Alkoholgenusses während der Arbeitszeit kein Verlaß ist,



Lichtbild: Hallensleben - Vereinigte Stahlwerk AG.

### Deutsche Bergmannsjugend.

Bergjungeleute der Schachtanlage „Minister Stein“ beim Werksport.

gefährdet die ganze Kameradschaft aufs schwerste. Fällt jedoch ein Kumpel durch „Blaumachen“ aus, erscheint es nicht zur Arbeit, so ist man gezwungen, einen Ersatzmann zu nehmen, der nicht so gut eingearbeitet ist, der kein eingespieltes Rad im Zusammenwirken der Kameradschaft darstellt und so häufig ohne eigenes Verschulden — die kleine Gemeinschaft wenn nicht schädigt, so doch behindert und doppelte Vorsicht während der Schicht erforderlich macht. Schutz der Gesundheit und Schutz des Lebens, das war von jeher oberste Richtschnur im Bergbau.

Es kann nach allem nicht wundernehmen, daß die Knappschaftsversicherung die erste deutsche Sozialversicherung überhaupt gewesen ist. Die Güte der sozialen Einrichtungen wurde Vorbild für andere Berufe, wenn auch die Eigenart der bergmännischen Tätigkeit die Sonderstellung des Bergmanns bis heute hat bestehen lassen. Denn neben den ver-

sicherungsmäßigen Aufgaben der Knappschaft waren auch arbeitsmäßige Schutzbestimmungen schon früher vorhanden, vor allem über die Anlegung der Bergleute und ihre Rechte und Pflichten. Die Ansammlung großer Arbeitermassen hatte hier und da zu Arbeiterbewegungen geführt, welche der Produktion abträglich waren. Man gab dem Bergmann ein Beschwerderecht und versuchte dadurch, Lohnkämpfe mit Hilfe von Streiks zu verhindern. Gleichzeitig erließ man Bestimmungen „wider unziemliche Murren, Meutereien und ferner böse Thaten“. Alles in allem schützten die Gesetze des Mittelalters die Belange des Bergmanns nach bestem Vermögen und bewahrten ihn vor Ausbeutung. Die bergbauliche Selbstverwaltung, vor allem auf dem Gebiet der Sozialpolitik, ist ein Markstein auf dem Wege zur Schaffung gerechter und tragbarer Lebensverhältnisse für den deutschen Arbeiter.

Vom  
Sturm-  
gepäck  
des  
Geistes.

Brief  
an  
einen Freund  
von  
Otto Heuschele.



Bild: Kubal.

Du hast in Deinem letzten Brief die Frage an mich gerichtet: „Von welchen zehn Büchern Deiner Bibliothek könntest Du Dich am schwersten trennen?“ Ich wollte im ersten Augenblick über diese Frage lächeln, denn Du weißt, wie wenig fruchtbar mir diese immer wiederkehrenden Anfragen erscheinen; allein bei längerem Nachdenken war ich Dir immer mehr für die Fragestellung dankbar. Ist es doch auch für unsereinen, der in seiner Bibliothek drei- oder viertausend Bände stehen hat, wichtig, sich von Zeit zu Zeit darüber Rechenschaft zu geben, von welchen dieser Bücher er sich am schwersten trennen könnte; das heißt, anders ausgedrückt, welche Bücher er immer wieder gelesen hat und wohl auch in der Zukunft lesen wird.

Ich habe über Deine Frage gründlich nachgedacht und

habe über das persönliche Interesse hinaus gefunden, daß man einmal grundsätzlich über dieses Thema sprechen sollte, besonders jetzt, da fast ein jeder von uns einem Verwandten oder Freunde draußen an der Front ein paar Bücher schicken möchte, die dem Soldaten mehr als nur Unterhaltung, nämlich innere Erhebung und dauernde geistig-seelische Bereicherung geben sollen. Vielleicht wären gerade diese zehn Bücher, um die Du mich fragst, geeignet, den eisernen Bestand einer kleinen Feldbücherei auszumachen, gewissermaßen eine Art geistiges Sturmgepäck abzugeben. Andererseits ist es jetzt vor Weihnachten, da sich wie alljährlich die Flut der neueren und neuesten Bücher über die Tische der Buchhändler ergießt, wichtig, sich zu fragen, was unter all dem, was erscheint und gekauft sein will, unerfänglich ist.

Nun sind da die zehn Bücher, die ich nach strenger Prüfung meinen Regalen entnommen habe, weil sie für mich unerlässlich sind: 1. Die Bibel in Luthers Übertragung; 2. Goethes Gedichte; 3. Goethes Faust, I. und II. Teil; 4. Hölderlins Werke; 5. Adalbert Stifters Nachsommer; 6. Deutsche Gedichte (Inselbücherei); 7. Deutsche Erzähler (Insel-Verlag); 8. Ernst Bertram: Deutsche Gestalten; 9. Kriegsbriefe gefallener Studenten; 10. Hans Carossa: Gedichte.

Nachdem ich diese Liste immer wieder geprüft und überlesen habe, kamen mir Bedenken, ob diese Bücher nicht doch zu sehr von persönlichen Erlebnissen, vom persönlichen Bildungsgang bestimmt seien. Ich habe daher, um meine Auswahl gleichsam einer objektiven Korrektur zu unterwerfen, Deine Frage an eine Reihe von Freunden und Bekannten weitergeleitet und erhielt folgende Antworten:

I. Ein ordentlicher Professor an einer Technischen Hochschule nannte folgende Bände:

1. Paul Eberhard: Das Buch der Stunde; 2. Paul Deussen: Die Elemente der Metaphysik; 3. Manfred Kyber: Die drei Lichter der kleinen Veronika; 4. Hermann Claudius: Meister Bertram von Mynden; 5. Karl Benno von Mechow: Sorgenfrei; 6. Clemens Laar: . . . reitet für Deutschland; 7. D. M. Luther: Kleiner Katechismus, mit Bildern von Rudolf Schäfer; 8. Ernst Wiechert: Von den treuen Begleitern; 9. Hermann Defer: Ein Ehezuchtbüchlein; 10. Geistliche Gedichte, herausgegeben von K. Jhlsfeld.

II. Ein bekannter Bildhauer:

„Vorweg ist zu nehmen, daß Bücher wie der Faust, die Göttliche Komödie, Shakespeares Dramen, die Tragödien des Aeschylus, Homer und Nietzsches Zarathustra als selbstverständlich und unentbehrlich vorausgesetzt werden.“

1. Platon: Phaidros, Gastmahl, Phaidon; 2. Buddha: Auswahl aus dem Palikanon; 3. Des Heiligen Augustin Bekenntnisse; 4. Meister Eckeharts Schriften; 5. Cervantes: Don Quijote; 6. Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit; 7. Jakob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen; 8. Dostojewski: Die Brüder Karamasoff; 9. Gerhart Hauptmann: Des großen Kampfliegers, Landfahrers, Gauflers und Magiers Till Eulenspiegel Abenteuer, Streiche, Gaukelen, Gesichte und Träume; 10. Albrecht Schaeffer: Helianth.

III. Ein höherer Berufsbeamter der Luftwaffe, Träger des Ordens pour le merite:

1. Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen; 2. Hans Grimm: Volk ohne Raum; 3. Goethe: Faust; 4. H. Et. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts; 5. Walter Flex: Der Wanderer zwischen zwei Welten; 6. L. E. Lawrence: Die sieben Säulen der Weisheit; 7. Ph. Macdonald: Der Tod in der Wüste; 8. Gustav Frenssen: Peter Moores Fahrt nach Südwest; 9. E. E. Dvinger: Armee hinter Stacheldraht; 10. Hermann Löns: Der Wehrwolf.

IV. Ein Schriftleiter:

1. Goethe: Faust und Gedichte; 2. Nietzsche: Zarathustra; 3. Die Ernte (Auswahl deutscher Lyrik); 4. Kriegsbriefe gefallener Studenten; 5. Der deutsche Soldat, Briefe aus dem Weltkrieg; 6. Der Zupfgeigenhansl; 7. Adolf Hitler: Mein Kampf; 8. Plato: Sokrates und Gastmahl; 9. Hans Grimm: Volk ohne Raum; 10. Wilhelm Busch: Humoristischer Hauschatz.

V. Ein Pädagoge, dessen Hauptfächer Geschichte und alte Sprachen sind:

1. Goethe: Faust I und II; 2. Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert; 3. Adolf Hitler: Mein Kampf; 4. Die großen Deutschen (Propyläen-Verlag); 5. Johannes Eilemann: Kämpfen und Glauben, Wege zu Gott und Volk; 6. Gebrüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen; 7. Gustav Freytag: Soll und Haben; 8. Fritz Reuter: Ut mine Stromtid; 9. Jörn Jakob Ewehn: Der Amerikafahrer; 10. Max Eyth: Hinter Pflug und Schraubstock.

VI. Ein Rechtsanwalt, der sich als Schriftsteller einen Namen gemacht hat:

1. Knut Hamsun: Pan; 2. Wilhelm Schäfer: Die Anekdoten; 3. Hans Carossa: Geheimnisse des reifen Lebens; 4. Hans Carossa:

Gedichte; 5. Ernst Wiechert: Hirtennovelle; 6. Ernst Wiechert: Die Majorin; 7. Hermann Hesse: Weg nach Innen; 8. Rudolf G. Binding: Die Geige; 9. Emil Strauß: Der Spiegel; 10. K. B. von Mechow: Das Abenteuer.

VII. Ein als Dichter bekannter Arzt der älteren Generation (72 Jahre alt):

1. F. Th. Vischer: Auch Einer; 2. A. Rufmann: Erinnerungen eines alten Arztes; 3. Helmuth von Moltke: Briefe an seine Braut und Gattin; 4. Ludwig Steub: Drei Sommer in Tirol; 5. Anton Schönbad: Lesen und Bildung; 6. Karl Stieler: Altbayerische Wanderungen; 7. Jakob Burckhardt: Kultur der Renaissance und Weltgeschichtliche Betrachtungen; 8. Emerson: Essays; 9. Gobineau: Renaissance; 10. Ludwig Thoma: Erinnerungen; 11. Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

VIII. Der Bürgermeister einer Kreisstadt:

1. Die Bibel; 2. Goethes Faust; 3. Laotse (Inselband); 4. Auswahl deutscher Gedichte; 5. Ein Bilderband von deutscher Kunst; 6. Eugen Diesel: Das Land der Deutschen; 7. E. S. Meyer: Novellen; 8. Wilhelm Busch: Humoristischer Hauschatz; 9. August Lämmle: Schwäbisches, Allschwäbisches.

IX. Eine Redaktionsassistentin (Akademikerin):

1. Heibel: Dramatische Dichtungen; 2. Goethes Faust I und II; 3. Goethe: Gesammelte Gedichte; 4. Rainer Maria Rilke: Briefe an einen jungen Dichter; 5. Gertrud von Le Fort: Die ewige Frau; 6. Ina Seidel: Das Wunschkind; 7. Hans Carossa: Arzt Zion; 8. Agnes Miegel: Gesammelte Gedichte; 9. Rudolf G. Binding: Opfergang und Keuschheitslegende; 10. Ernst Wiechert: Die Magd des Jürgen Dostböck.

X. Eine Archivarin:

1. Goethe: Gedankenschrift, Faust und andere Dramen; 2. Die Bibel; 3. Hölderlin: Hyperion; 4. Mörike: Gedichte; 5. Stefan George: Lage und Laten; 6. Rudolf G. Binding: Unsterblichkeit; 7. W. Bindelband: Präludien; 8. Hamann: Kunstgeschichte; 9. Ernst Wiechert: Die Majorin; 10. K. B. von Mechow: Vorfommer.

XI. Ein Ingenieur (Dr.-Ing.):

1. Ein kleines Konversationslexikon; 2. Ein guter Handatlas; 3. Eine zum Nachschlagen geeignete Weltgeschichte; 4. Adolf Hitler: Mein Kampf; 5. Goethes Faust; 6. Nietzsche: Zarathustra; 7. Mark Twain: Skizzen; 8. Wilhelm Ostwald: Große Männer; 9. Ein Buch zum Einkleben aller wichtigsten Aufsätze, Statistiken usw.

XII. Eine Privatsekretärin:

1. Goethe: Faust I und II, Gedichte; 2. Schiller: Dramen; 3. Hölderlin: Hyperion; 4. Findeisen: Lied des Schicksals (Johannes Brahms' Leben und Werk); 5. Hermann Grimm: Michelangelo; 6. Walter von Molo: Schillerroman; 7. Stunde der Bewährung (Langewiesche-Verlag); 8. Hans Carossa: Führung und Geleit; 9. Rudolf G. Binding: Novellen, Gedichte; 10. Wilhelm Busch: Humoristischer Hauschatz.

XIII. Ein kaufmännischer Angestellter:

1. Gustav Renker: Der sterbende Hof; 2. Die höchst ergötzlichen Predigten des Jobst Sackmann; 3. H. H. Schmitz: Buch der Katastrophen; 4. Richard von Volkmann-Seander: Träumereien an französischen Kaminen; 5. Paul Alverdes: Kleine Reise; 6. Ludwig Thoma: Das lustige Geschichtenbüchlein; 8. Manfred Hausmann: Kleine Liebe zu Amerika; 9. Lauff: Revelaer.

Du siehst, eine wie mannigfaltige Auswahl als Ergänzung meiner Aufstellung vor Dir ausgebreitet wird. Wenn Du diese Aufstellungen überprüfst, wirst Du sie recht bunt finden, und ohne Zweifel haben auch hier in fast allen Fällen subjektive Erlebnisse und Erfahrungen eine große Rolle mitgespielt. Indessen aber sind doch bei näherer Betrachtung einige ausschlaggebende Erkenntnisse festzuhalten. Es sind immerhin unter den genannten Werken eine ganze Anzahl, die mehrmals wiederkehren. So vor allem die Bibel, Goethes Gedichte und Faust, wiederholt genannt sind auch die Bücher Carossas und Bindings, Wiecherts und Mechows und endlich Wilhelm Buschs Werke. Dann scheint mir die Feststellung

wichtig, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen den Büchern, die von der älteren, im Mannesalter und darüber stehenden Generation genannt werden und denen, die der jüngeren Generation angehören; außerdem bitte ich Dich, zu beachten, daß zwischen den Antworten der Frauen und denen der Männer ebenfalls wesentliche Unterschiede zu erkennen sind.

Ich möchte es aber nun doch versuchen, obwohl es mir bewußt ist, welch ein Wagnis dieser Versuch in sich schließt, Dir aus der Fülle der genannten Bücher die herauszuheben, die meiner Ansicht nach, unabhängig von den von mir persönlich genannten Werken, für eine solche letzte Auswahl in Frage kommen könnten.

1. die Bibel, als eines der tiefsten Bücher aller Zeiten und aller Völker, dürfte in keiner Bücherei eines Deutschen fehlen, doppelt nicht, da sie uns in der Übertragung Martin Luthers auch unsere deutsche Sprache geschenkt hat.

2. Goethes Gedichte und Goethes Faust künden vom Tiefsten der deutschen Seele, den Möglichkeiten des deutschen Schicksals und des deutschen Menschentums.

3. Hölderlins Werk als der höchste rein dichterische Ausdruck unserer Seele, ein Werk, das Kraft, Läuterung und Erhebung vermittelt wie nur ganz wenige andere.

4. Ich nannte Adalbert Stifters Nachsommer, weil das Buch für mich die vollkommenste deutsche Roman-dichtung darstellt, die gleichzeitig als ein reiner und makelloser Spiegel deutschen Wesens und deutschen Menschentums betrachtet werden muß. Ich bin mir bewußt, daß der eine oder andere Gottfried Kellers Grünen Heinrich oder Immermanns Münchhausen, vielleicht auch einen Roman von Wilhelm Raabe, Theodor Fontane oder Kolbenheyer nennen könnte. Ein anderer wird je nach Temperament ein Buch von Carossa, Binding, Emil Strauß, Mechow, Wilhelm Schäfer oder Ernst Wiechert wählen, in denen auf sehr verschiedene Weise die deutsche erzählerische Tradition, die von den Klassikern begründet wurde, weiterlebt.

5. Von den vielen Auswahlbänden deutscher Gedichte scheint mir das kleine Auswahlbändchen der Inselbücherei, das ich nannte, das beste. Das Gedicht darf nicht fehlen, und dem Suchenden sind hier mancherlei gute Auswahlen zur Verfügung. Ich nenne Dir noch: Die Ernte (Langewiesche-Verlag) und Das deutsche Herz (Deutscher Verlag, Berlin).

6. Hans Grimms Volk ohne Raum hat unzähligen Deutschen viel gegeben und wird als die stärkste und für lange Zeit gültigste politische Dichtung eines Mannes von großer Welt- und Menschenerfahrung auch zukünftig viel zu geben haben.

7. Ich nannte die Sammlung Deutsche Erzähler, die der Insel-Verlag in muster-gültiger Form herausgab. In diesem Buch lebt der deutsche Mensch in allen nur denkbaren Verwandlungen seines schwer faßbaren und kaum deutbaren Wesens; in den wechselnden Lagen der Schicksalsfügung. Auch hier mag der eine oder andere eine andere Auswahl nennen, so das von Wilhelm Scholz besorgte Buch Der deutsche Erzähler (Langewiesche-Verlag); oder ein anderer stellt sich neben die deutschen Erzähler die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm, aus denen wiederum die deutsche Seele uns entgegentritt. In allen diesen Bänden wäre das gegenwärtig, was ich bei fast allen Zusammenstellungen vermisse: Die Welt der deutschen Romantik.

8. Jakob Burckhardts Weltgeschichtliche Betrachtungen scheinen mir noch immer die beste Einführung, nicht nur in das Studium der Geschichte selbst, sondern, was fast noch wichtiger ist, in das geschichtliche Erleben, wie es sich gerade in unserer Gegenwart so stürmisch vor uns abspielt.

9. H. St. Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts wurden viel gelesen und werden auch in der Zu-

kunft ihre Bedeutung behalten als ein Werk der Klärung, der Deutung und der Darstellung des Fundaments unserer eigenen Gegenwart. Auch hier mag ein anderer Treitschkes Geschichte des 19. Jahrhunderts vorziehen oder an die Stelle dieser beiden Bücher ein Werk eines unserer anderen großen geschichtlichen Klassiker (vor allem Ranke) stellen.

10. Adolf Hitlers Buch Mein Kampf ist in Millionen Exemplaren verbreitet, es ist Besitztum des ganzen Volkes geworden und darüber hinaus in fast alle Sprachen übersetzt, aber es ist notwendig, daß wir uns immer wieder in dieses Buch versenken, nicht nur weil es das Bekenntnis eines Mannes ist, der berufen wurde, unser Volk zu führen und zu formen, sondern um immer wieder zu sehen, wie schwer der Weg war, den dieser Mann ging, und um zu erkennen, wie klar dieser Mann den Gang der Geschichte voraussah. Darüber hinaus aber ist dieses Buch eine schlechthin unentbehrliche Einführung in die Politik und die Geschichte der Gegenwart, nicht zuletzt aber müssen wir es werten als ein Werk zur Erkenntnis und Deutung des Menschen dieser Zeit.

11. Unersegllich für jeden Deutschen erscheinen mir die Kriegsbriefe gefallener Studenten, die ein unvergängliches Zeugnis im Worte sind dafür, wie die deutsche Jugend sich im größten aller Kriege bewährte. An Stelle dieses Bandes mag wohl auch der andere treten: Der deutsche Soldat, Briefe aus dem Weltkrieg.

12. Nietzsches Zarathustra, der wiederholt genannt wurde, verdient als leidenschaftlichstes Werk Nietzsches, des entschiedensten Deuters und Denkers der letzten fünfzig Jahre, immer wieder gelesen zu werden, da sich in ihm ein Geist und eine Seele ausdrückt, die Tragik und Verhängnis unserer Zeit tief durchschaut hat.

13. Bücher wie Platons Gastmahl, Phaidros und Phaidon, die Bekenntnisse des Heiligen Augustin, Meister Eckeharts Predigten, D. M. Luthers Kleiner Katechismus sollten als Zeugnisse außerordentlicher Menschen immer wieder gelesen werden, machen sie uns doch unmittelbar mit wesentlichen Werken bekannt, auf die deutsches Denken und jede große deutsche schöpferische Kraft immer wieder zurückgriff.

14. An Stelle der geschichtlichen oder philosophischen Werke mag der Freund der Kunst wohl eine Auswahl deutscher künstlerischer Schöpfungen unter seine Bücher stellen. Gerade in dieser Hinsicht aber bieten die deutschen Verlage unzählige brauchbare und zu geringem Preise lieferbare Ausgaben.

Eine Reihe anderer Werke, die genannt wurden, wie das Buch der Stunde von Paul Eberhard; Geistliche Gedichte, herausgegeben von Kurt Jhlfeld; Moltkes Briefe an Braut und Frau; Jakob Burckhardt, Kultur der Renaissance; Max Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock; Hermann Grimm, Michelangelo, verdienen höchste Beachtung, allein ich möchte bezweifeln, ob ihnen bei allem inneren Reichtum jene All-gemeingültigkeit zukommt, die ich für die Werke in Anspruch nehmen möchte, die ich eben zusammenstellte. Ich weiß, daß es viele einzelne gibt, die auch diese Bücher immer wieder lesen, aber sie scheinen mir nicht in dem Maße allumfassend wie die genannten.

In noch stärkerem Maße gilt das von Werken wie den Reden Buddhas, Dostojewskis Brüder Karamasoff, Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegel, Albrecht Schaeffers Helianth oder Lawrences Sieben Säulen der Weisheit. Ich möchte annehmen, daß diese Bücher den Männern, die sie nannten, in einem bestimmten Augenblick ihres Lebens zu einem besonderen Erlebnis wurden, und aus diesem Erlebnis heraus bedeuten ihnen persönlich diese Bücher so viel, daß sie sie als für sich unersegllich bezeichnen. Und wir wollen das nicht vergessen, ein jedes Buch ist ja nur zur Hälfte die Sache des Verfassers, zur anderen Hälfte die des Lesers.

Damit möchte ich meine Anmerkungen schließen. Ich weiß nicht, ob Dich nun meine Antwort auf Deine Frage befriedigt. Wenn nicht, so wird sie doch nicht völlig unfruchtbar für Dich sein, denn es lassen sich in mancher Hinsicht Rückschlüsse aus dem Ergebnis ziehen, die nicht unwichtig sind. Von dem durch das Alter bedingten Unterschied der Auswahl sprach ich schon, ich bitte Dich, in diesem Zusammenhang die Auswahl des zweiundszwanzigjährigen Arzt-Dichters und der fünf- undzwanzigjährigen Redaktionsassistentin zu beachten. Während jener die Bücher nennt, die vor zwei Menschenaltern im Höhepunkt ihrer unmittelbaren Wirkung standen, ohne freilich heute vergessen zu sein, nennt die junge Akademikerin neben den großen zeitlosen Dichtungen vor allem Werke heutiger Dichter, die die klassische Tradition fortführen. Zum anderen möchte ich Dich ausdrücklich noch auf die Tatsache hinweisen, daß in fast allen Antworten neben dem neuen das zeitlose Buch erwähnt wird, das heißt Werke von Dichtern und Denkern, die Jahrzehnte, Jahrhunderte oder gar Jahrtausende überdauern haben. Und das ist gut so, denn letzten Endes ist das Buch neben den Denkmälern der Kunst und der Kultur die wichtigste Brücke aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft. Wenn immer die zehn Bücher, nach denen Du mich gefragt hast, eine Aufgabe im Leben haben sollen, dann doch die, daß sie uns mit uns selbst, der Welt, dem Schicksal, kurz dem Geheimnis unseres Menschendaseins nicht nur vertraut machen, sondern daß sie für uns in den einsamen Stunden unseres Lebens, in denen wir vollkommen auf uns selbst gestellt sind, den Menschen ersetzen,

nach dem wir uns sehnen, mit dem wir sprechen möchten, dem wir unser Glück oder unser Leid zutragen möchten. Das wollen und müssen die Bücher, von denen wir uns nicht trennen können, vollbringen. Und nun laß mich mit einem Erlebnis schließen. Ich ging vor kurzem durch das Bücherhaus einer der größten staatlichen Bibliotheken Deutschlands. Viele Hunderttausende von Büchern standen da eins neben dem andern, von der alten Handschrift der frühen deutschen Zeit bis zu den Büchern der letzten Woche. Ein verschwindend kleiner Ausschnitt ist neben diesem Bücherschatz auch die stattlichste Privatbücherei. Und Du wagst es nun, mich um zehn Bücher zu bitten, die für jene Tausende in meiner Bücherei und jene Hunderttausende einer staatlichen Bibliothek stehen können! Und doch hast Du recht, aus Deinen zehn Büchern spricht das Geheimnis und das Wunder des Geistes und der schaffenden Seele zu Dir, so wie in der kleinen Blume der Wiese Dich das Geheimnis und das Wunder der Natur und der Schöpfung anspricht. Und wenn Du dies einmal erlebt hast, wenn ein Buch Dir dies Geheimnis zu vermitteln vermochte, dann wirst Du Dich nur schwer mehr von ihm trennen können.

*Olga Kerschule*

### Alphabetische Zusammenstellung der Bücher

mit Preisangabe, Verlag, Einband und Gewicht.

Abkürzungen: V. = Verlag; P. = Preis; Einband: Ln. = Leinen, Ppbd. = Pappband; G. = Gewicht in Gramm.

Verlage: 1 = Insel-Verlag, Leipzig; 2 = Verlag Langen-Müller, München; 3 = Eugen Diederichs Verlag, Jena;

4 = Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; 5 = Verlag Kröner, Stuttgart; 6 = Rütten & Loening, Berlin.

- Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. B. 1, P. 6,00, Ln., G. 470.  
 Binding, Rudolf G.: Der Opfergang. B. 1, P. 0,80, Ppbd., G. 120.  
 — Die Keuschheitslegende. B. 6, P. 1,80, Ppbd., G. 140.  
 — Unsterblichkeit. B. 6, P. 1,80, Ppbd., G. 120.  
 Burckhardt, Joh.: Weltgeschichtliche Betrachtungen. B. 5, P. 2,70, G. 370.  
 Busch, Wilhelm: Humoristischer Hauschatz. B. Bassermann, München, P. 12,50, Ln., G. 2290.  
 Carossa, Hans: Geheimnis des reifen Lebens. B. 1, P. 5,50, Ln., G. 380.  
 Cervantes: Don Quichotte. B. 1, P. 12,00, Ln., G. 930.  
 Chamberlain, H. St.: Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. B. Bruckmann, München, P. 7,50, Ln., G. 1180.  
 Claudius, Hermann: Meister Bertram van Mynden. B. 2, P. 4,80, Ln., G. 900.  
 Das Deutsche Herz. Gedichte. Deutscher Verlag, Berlin, P. 2,85, Ln., G. 490.  
 Deutsche Erzähler. Iphig. B. 1, P. 4,50, Ln., G. 900.  
 Der deutsche Soldat. Briefe aus dem Weltkrieg. B. 2, P. 4,80, Ln., G. 670.  
 Diesel, Eugen: Das Land der Deutschen. B. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, P. 8,50, Ln., G. 1560.  
 Eberhardt, Paul: Das Buch der Stunde. B. Klotz, Bittau, P. 3,60, Ppbd., G. 710.  
 Eilemann, Joh.: Kämpfen und Glauben. B. Teubner, Leipzig, P. 6,50, Ln., G. 1020.  
 Goethe, Joh. W. von: Gedichte. B. 1, P. 3,75, Ln., G. 500.  
 — Gedichte. B. Bibliogr. Institut, Leipzig, P. 3,50, Ln., G. 450.  
 — Faust I. und II. Teil. B. 1, P. 3,50, Ln., Taschenausgabe — Dünndruck, G. 200. Faust I. und II. Teil. B. 3, P. 4,80, Ln., G. 550.  
 Grimm, Gebrüder: Kinder- und Hausmärchen. B. 1, P. 4,50, Ln., G. 750.  
 Grimm, Hans: Volk ohne Raum. B. 2, P. 8,50, Ln., G. 970.  
 Hamsun, Knut: Pan. B. 2, P. 3,50, Ln., G. 200.  
 Hitler, Adolf: Mein Kampf. B. Eher, München, P. 7,20, Ln., Dünndruck, G. 400.  
 Hölderlin: Gesammelte Werke. B. 1, P. 9,00, G. 460.  
 — Hyperion. B. Reclam, Leipzig, P. 1,10, Ppbd., G. 110.  
 Zimmermann: Münchhausen. B. Reclam, Leipzig, P. 1,75, Ppbd., G. 180.  
 Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich. B. 1, P. 3,50, Ln., G. 650.  
 Kriegsbriefe gefallener Studenten. B. 2, P. 3,60, Ln., G. 520.  
 Löns, Hermann: Der Wehrwolf. B. 3, P. 3,75, Ln., G. 350.  
 Mechow, Carl Benno von: Sorgenfrei. B. 2, P. 0,80, Ppbd., G. 130.  
 Molo, Walter von: Schillerroman. B. Holle & Co., Berlin, P. 3,75, Ln., G. 350.  
 Niecksche, Friedr.: Zarathustra. B. 5, P. 1,70, Ln., G. 325; B. 5, Ln., Dünndruckpapier, Taschenausgabe, G. 200.  
 Defer, Hermann: Ein Ehezuchtbüchlein. B. E. Salzer, Heilbronn, P. 2,70, Ln., G. 325.  
 Plato: Gastmahl. B. 3, P. 2,40, Hln., G. 250.  
 — Phaidon. B. Meiner, Leipzig, P. 2,50, Ln., G. 190.  
 Raabe, Wilhelm: Chronik aus der Sperlingsgasse. B. Grote, Berlin, P. 2,85, Ln., G. 340.  
 — Der Hungerpastor. Verlagsanst. Klemm, Berlin, P. 4,50, Ln., G. 560.  
 Seidel, Jna: Das Wunschkind. B. 4, P. 6,50, Ln., G. 880.  
 Stifter, Adalbert: Nachsommer. B. 1, P. 4,50, Ln., G. 520.  
 Thoma, Hans: Das lustige Geschichtenbüchlein. B. 2, P. 0,80, Ppbd., G. 120. Geschichten. B. 2, P. 3,00, Ln., G. 325.  
 Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 2 Bde., B. 5, P. 7,70, Ln., G. 1030.  
 Wiechert, Ernst: Die Magd des Jürgen Doscocil. B. 2, P. 4,50, Ln., G. 320.  
 Der Zupfgeigenhansl. B. Hofmeister, Leipzig, P. 2,25, Ln., G. 190.  
 Die Bibel. B. Württ. Bibelanstalt, Stuttgart, P. 4,80, Ln., G. 540.  
 Müßeler: Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten. B. Safari, Berlin, P. 4,80, Ln., G. 840.  
 Brockhaus Kleines Konversationslexikon. B. Brockhaus, Leipzig, P. 5,00, Ln., G. 990.  
 Velhagen und Klafings Volksatlas. B. Velhagen & Klafing, Bielefeld, P. 13,50, Ln., G. 1550.  
 Schilling: Weltgeschichte. B. Weidmann, Berlin, P. 4,80, Ln., G. 630.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptdrucker W. Debus, Düsseldorf.  
 Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Reichsstraße 20.